



Privat finanziert: Freie Forschung mit Gegenleistung am neuen MS-Zentrum in Zürich ... **Seite 5**



Viel gepriesen: Forscher Plückthun simuliert Antikörper-Evolution im Reagenzglas ... **Seite 7**

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

unijournal



Bild Frank Bröderli

Schwungvoll: Das neue Jahr ist angerührt und bringt Zeit für neue Vorhaben und Projekte mit sich. Zeit ist ein Thema, das die Angehörigen der Uni beschäftigt. Besonders ihr dauerndes Verschwinden ... **Seite 3**

Inhalt

Aktuell

- 3 **Vorhaben:** Drei Cartes blanches zum neuen Jahr
- 4 **Sparkurs:** E-Learning im Winterschlaf
- 5 **Multiple Sklerose:** Neues Forschungszentrum in Zürich

Wissen

- 6 **Prionen-Wanderung:** Neuer Ansatzpunkt in der Forschung
- 7 **Simuliert:** Evolution von Antikörpern im Reagenzglas
- 8 **Süßes Marketing:** Erfolgsrezept der «Schoggi»
- 9 **Bewegtes Fach:** Interview mit Osteuropahistoriker Carsten Goehrke
- 10 **Belesen:** Wie die Schweiz alphabetisiert wurde
- 24 **Wissensfrage:** Erhält Lachen gesund?

Mittelbau

- 11 **Engagiert:** Nachwuchskräfte organisieren Tagungen

Studierende

- 14 **Karriereplanung:** Jusstudierende nehmen gelassen



Porträt

- 15 **Psychologische Beratungsstelle:** Mehr Förderkultur, weniger Probleme

Weiterbildung

- 16 **Ethik im Beruf:** Nachdiplomstudium in Angewandter Ethik

Rückschau

- 17 **Stolpersteine:** Podiumsdiskussion zur Nachwuchsförderung

Alumni

- 23 **Grenzfälle:** Vortrag vor dem Gönnerclub

Service

Veranstaltungen 12/13, Vorschau 18, Bauten 19, Applaus 20, Neuberufungen 21, Publikationen 22

JAHRESAUSBLICK

Die Reformen gehen weiter

■ **Einen Ausblick** auf wichtige Themen des begonnenen Jahres bietet der untenstehende Bericht aus den beiden letzten Sitzungen der EUL: Notmassnahmen in Fächern der Philosophischen Fakultät, Institutsordnungen, Wahlen. Von grosser Tragweite ist die Teilrevision des Universitätsgesetzes, über die der Kantonsrat beraten wird. Hier stehen drei Themen im Vordergrund: die Rolle der Fakultäten im Berufungsverfahren, ein grösserer Spielraum für die Erhöhung der Studiengebühren sowie eine öffentlich-rechtliche Körperschaft der Studierenden. Einfluss auf die Universität hat der Kantonsrat auch dadurch, wann und in welcher Höhe er das Budget festlegt.

Ihre Schatten wirft die finanzielle Lage der kommenden Jahre voraus: Sinkende Steuererträge zwingen die Politik zum Setzen von Prioritäten. In vielen Fächern verfügt die Universität nach wie vor nicht über die personellen Kapazitäten, die dem Bedarf seitens der Studierenden entsprechen – ein Problem, das auf der Agenda bleibt. Dennoch wird die Universität die Studiengänge weiter reformieren: Die Einführung von Anrechnungspunkte-Systemen an weiteren Fakultäten und die Vorbereitung der gestuften Studiengän-



Wann die Universität Zürich in diesem Jahr ihr Budget bekommt, weiss allein der Kanton. (Bild Frank Brüderli)

ge mit Bachelor und Master werden manche Universitätsangehörige beschäftigen. Weiter ist die Entwicklung von Doktoratsstudienangeboten im Gang. Viel zu diskutieren werden die Rahmenpflichtenhefte für Qualifikationsstellen geben: Wie viel Platz sollen Forschung und Lehre im Arbeitspensum der Assistierenden haben? Ein weiteres Thema werden die Führungsstrukturen der Universität sein. Die Universitätsreform – so erfolgreich sie bisher war – bleibt ein dauernder Prozess. Im Zuge der Evaluation der Universitätsleitung wird dieses Thema vermehrte Aufmerksamkeit finden. UniVerS, das im Aufbau befindliche Informatik-

stem zur Verwaltung aller mit dem Studium zusammenhängenden Daten, wird vorangetrieben. VETSUISSE, die vereinigte Veterinärmedizinische Fakultät der Universitäten Bern und Zürich, wird Gestalt annehmen. Der Raum wird knapper. «Zusammenrücken» lautet mancherorts die Devise. Damit aber in besseren Zeiten wieder gebaut werden kann, müssen heute die Planungsprojekte vorangetrieben werden. Nicht unbedeutend wird schliesslich sein, wem der Regierungsrat die Nachfolge Präsident Buschors und zweier weiterer Mitglieder des Universitätsrats anvertraut.

Dr. Kurt Reimann, Generalsekretär der Universität Zürich

EUL-SITZUNGEN VOM 17. DEZEMBER 2002 UND VOM 14. JANUAR 2003

Kein Numerus clausus in der Publizistik

■ **Publizistikwissenschaft und Politikwissenschaft:** In diesen beiden Fächern herrscht angesichts des (an sich erfreulichen) Zuspruchs durch die Studierenden eine schlechte Betreuungssituation. Zwar hat ein Ausbau bei Professuren und Mittelbaustellen stattgefunden, dieser kann-

te aber mit der Nachfrage nicht Schritt halten. Der EUL lag deshalb der Antrag vor, die beiden Fächer während zweier Jahre nicht mehr als erstes Nebenfach anzubieten. Nach Anhörung der beiden Institutsvorsteher Professor Otfried Jarren und Professor Dieter Ruloff und nach in-

tensiver Diskussion befürwortete die EUL diese befristete Notmassnahme nur für die Publizistikwissenschaft. Während dieser Zeit soll über das Fach kein Numerus clausus verhängt werden, und es ist personell nach

Fortsetzung auf Seite 4

Was beschäftigt Sie in diesem Jahr?

... FRAGEN WIR DREI ANGEHÖRIGE DER UNIVERSITÄT

Eine Fussnote zu Augustinus

Wenn mich keiner danach fragt, was die Zeit sei, dann weiss ich es, werde ich aber gefragt, dann weiss ich es nicht. Dieses schon von Augustinus bemerkte Sich-Entziehen der Semantik gilt auch für andere Konzepte. So fällt es nicht weniger schwer zu sagen, was Intelligenz sei, obwohl das Messen von Intelligenz zu den am besten elaborierten Methoden der psychologischen Diagnostik gehört. Wenn Whorf Recht hat, ergeben sich die Probleme mit solchen Konzepten aus der Sprache, die dazu verführt, von Dingen zu reden und also Substantive zu verwenden, wo Adjektive der Sache angemessener wären. Intelligenz aber ist so wenig ein Ding wie Zeit. Die Struktur der Sprache erlaubt es jedoch, in beiden Fällen von Objekten zu reden und damit Missverständnissen Tor und Tür zu öffnen, zum Beispiel dem, nach den Eigenschaften dieser vorgeblichen Dinge zu suchen. Es ist aber das Wesen der Eigenschaften, Eigenschaften zu sein, nicht Eigenschaften zu haben. Eigenschaf-

ten sind immer nur sie selbst, sind eindimensional. Zeit ist eine Koordinate des vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums, sonst gar nichts. Und doch, da ist etwas mit dieser Dimension. Während wir uns auf den drei anderen beliebig vor und zurück bewegen, gar einfach stehen bleiben können, geht es auf dieser einen unerbittlich weiter – immer in dieselbe Richtung. Die Physik kann das nicht erklären und ignoriert diese Tatsache folgerichtig in ihren Formeln. So wissen wir zwar: Zeit lässt sich nicht anhalten; aber wir wissen nicht wirklich, warum.

Wolfgang Marx,
Professor für Allgemeine Psychologie



Auf der Suche nach Sponsoren und Leoparden

Bald fliege ich wieder nach Botswana, um die Feldarbeit mit den Leoparden in der Kalahari fortzusetzen. Dort erwarten mich die drei San (Buschmänner), Spurenläser, mit denen ich täglich die Spuren der Leoparden verfolgen werde. Wir werden auch versuchen, weitere Leoparden zu fangen, um sie mit Sendern zu versehen. Besonders freue ich mich auf die künftige Zusammenarbeit mit Sandra Ramsauer – sie hat ein Löwenprojekt angefangen –, und ich bin schon gespannt, welche aufregenden Abenteuer wir mit den Leoparden und Löwen erleben werden. Uns schweben auch zahlreiche Projekte mit den San vor, deren Beginn wir kaum erwarten können. Mit der zunehmenden Zahl an Projekten wächst aber auch die Verantwortung, und die Arbeit wird immer stärker durch die Sponsorensuche bestimmt – die bereitet mir wegen der heutigen wirt-



schaftlichen Lage eher Sorge. Doch vor allem beunruhigt mich das Verschwinden des Leoparden Chika, der als Problemtier im Rahmen eines Umsiedlungsprojekts der Regierung innerhalb des geschützten Parks «besendert» und ausgesetzt worden war, nachdem er ausserhalb der Zentral-Kalahari Nutztiere geschlagen hatte. Kurz nach seiner Umsiedlung verliess er jedoch den schützenden Park wieder und wurde danach wahrscheinlich von Wilderern erschossen. Wie diese Geschichte weitergeht und was wir alles in der Kalahari erleben, wird unter www.leopard.ch nachzulesen sein.

Monika Schiess-Meier,
Verhaltensbiologin

Die Zeit schreitet voran

Buchrücken wie Wellen aus Leinen, Pappe, Leder und zwischen den Gestellen gefrorene Lächeln auftauen. Das Jahr angeschnitten – fröhlich altern und warten. Warten auf Frühling – der Frühling muss kommen. Er ist jedes Jahr gekommen. Was jedes Jahr kam, kommt heuer vielleicht nicht. Und ein leeres Blatt Papier – Magnet für Zeichen – Zeichen von bestürzendem Schwarz. Von Fragen bedrängt, neigen wir zur Hektik und zu überstürzten Abstürzen. Und jedes Jahr kommt ein neuer Ismus hinzu – wir sind erfinderisch und trüben unseren Blick. Augenhöhe – das wäre zu wünschen und Zivilcourage. Und da sind verkappte Wünsche und zugeschnürte Kehlen – die Luft ist voll davon. Wünsche mit der Heckenschere zurechtgestutzt – Bonsaiwünsche – und Leidenschaft mit Schalldämpfer. Schneepflüge schieben sich ins Bild – fest an eine Jahreszeit gebunden. Und all' die Geburtstage, die Feiern und die brachliegenden Stunden.

Einen unvergleichlichen Augenblick Freude anhalten. Eine un-

beschreibliche Freude zu beschreiben wird vielleicht nächstes Jahr gelingen. Jetzt sind die Vorarbeiten angelaufen, sich der Freude anzunähern, sie einzukreisen. Und die inneren Bilder ablaufen – zu keiner Verpflichtung verpflichtet sein. Wer vom Paradies träumt, ist womöglich am richtigen Ort. Aber die Zeit schreitet voran, unaufhaltsam – das ist das Ärgerliche an ihr. Freihändig durch abschüssiges Gelände – bewegt in Bewegung sein.

Was kann noch über das Wünschen gesagt werden? Massvoll wünschen ist Verzicht.

Wanda Schmid, Bibliothekarin am
Kunsthistorischen Institut und Schriftstellerin



E-Learning im Winterschlaf

Die ICT-Fachstelle fördert das multimediale Lehr- und Lernangebot an der Universität Zürich. Doch ab 2004 steht dafür nur noch halb so viel Geld zur Verfügung. Was kann die ICT-Fachstelle dann noch anbieten?

VON BRIGITTE BLÖCHLINGER

Ab nächstem Jahr wird die Luft dünn für E-Learning-Projekte: Das Jahresbudget der ICT-Fachstelle wird für die kommenden drei Jahre um fünfzig Prozent auf jährlich drei Millionen Franken gekürzt. Trotz diesem massiven Sparkurs soll E-Learning aber ein Entwicklungsschwerpunkt der Universität bleiben, habe ihr der Rektor versichert, führt die Leiterin der ICT-Fachstelle, Eva Seiler Schiedt, aus.

Doch zieht die rigorose Budgetkürzung rigorose Selbstbeschränkung der ICT-Fachstelle

Brigitte Blöchliger ist Journalistin BR und Mitarbeiterin von «unipublic».

nach sich. In der zweiten Etappe der Bundesinitiative «Swiss Virtual Campus» (2004 bis 2007) wird die Universität Zürich nicht mehr wie bisher 21, sondern nur noch 3 oder 4 E-Learning-Projekte angehen können. Und auch sonstige Anfragen von Instituten oder Lehrstuhlinhabern/-innen muss die ICT-Fachstelle fortan aus Geldgründen ablehnen. «Bei der Konzeption neuer Projekte können wir sicher mithelfen. Viele Arbeiten werden die einzelnen Projektbeauftragten jedoch selbst bewältigen müssen», bedauert Eva Seiler Schiedt.

Doch bricht dadurch nicht alles zusammen. Denn in der goldenen Anfangsphase (mit durchschnittlich 7 Millionen Franken jährlich) konnte die ICT-Fachstelle zusammen mit verschiedenen Verwaltungsabteilungen bleibende Dienstleistungsangebote aufbauen. Auf diese können nun Leute mit neuen E-Learning-Projekten zurückgreifen. Zum Beispiel auf ein Didaktikprogramm, auf die Infrastruktur und ausgebildetes



Zuversicht gefragt: Trotz radikalem Sparkurs soll der E-Learning-Bereich weiterentwickelt werden. (Bild Christoph Schumacher)

Personal für Multimediaproduktionen, auf Lern- und Kommunikationsplattformen und Vermarktungswege für E-Learning-Produkte.

Die höchsten Kosten im Bereich E-Learning verursachen die Gehälter von Projektmitarbeitenden. «E-Learning-Kosten bestehen zu rund 90 Prozent aus Lohnzahlungen», erklärt Eva Seiler Schiedt. So standen in den letzten drei Jahren den 79 Lehrstühlen 70 befristete Stellen für 109 IT-Projekte zur Verfügung. Die meisten dieser Projektstellen laufen Ende 2003 aus und «erledigen» sich dadurch von

selbst. Damit sich die bisherigen Anstrengungen der Projektangestellten jedoch nicht einfach in Nichts auflösen, können sich diese ab Mitte des Jahres für ein E-Learning-Zertifikat qualifizieren.

Trotz Sparkurs gibt die Leiterin der ICT-Fachstelle die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht auf. «Ich bin überzeugt, dass das E-Learning in Zukunft wieder stärker zum Zuge kommen wird», glaubt sie. «Der Sparchock, den wir jetzt erleben, ist wie überwintern. Die internationale Entwicklung lässt sich nicht aufhalten.»

Fortsetzung von Seite 2

Möglichkeit weiter auszubauen. Für die Politikwissenschaft erachtete die EUL als die geeignetere Massnahme, nicht nur im Hauptfach, sondern auch im ersten Nebenfach eine selektive Zwischenprüfung zu verlangen. Beides wird nun dem Universitätsrat unterbreitet, das zweite als Antrag, auf einen früheren Entscheid zurückzukommen. Der Universitätsrat wird voraussichtlich Ende Februar darüber beraten.

Institutsordnungen: Damit nicht jedes Institut seine eigene Institutsordnung von Grund auf erarbeiten muss, wurden vor zwei Jahren Muster in die Vernehmlassung gegeben; aus diesen soll eine Rahmenvorgabe entwickelt werden. Ein Institut, das sich an den Rahmen hält, sollte mit einer problemlosen

Genehmigung durch die Universitätsleitung und den Universitätsrat rechnen können; über Abweichungen ist zu diskutieren. Bereits in der Vernehmlassung kam das Spannungsfeld zwischen der Führbarkeit durch die Leitung des Instituts und den Mitspracherechten der Stände zum Ausdruck. Die UL hat der EUL einen Entwurf, der später an den Universitätsrat geht, zur Stellungnahme vorgelegt. In der EUL wurde dieser Entwurf ausgiebig diskutiert. Seitens der Stände wurden ausgeprägte Mitbestimmungs- statt der vorgeschlagenen ausgebauten Mitwirkungsrechte verlangt. Daraufhin wird die Universitätsleitung den Entwurf überarbeiten. Die EUL wird dazu zuhänden des Universitätsrats eine Empfehlung abgeben können.

Richtlinien: Die von der Zulassungskommission erarbeiteten Richtlinien über die Deutschprüfung für fremdsprachige Studienbewerberinnen und -bewerber wurden erlassen. Sofern kein anerkanntes Zertifikat vorliegt, muss eine schriftliche und mündliche Prüfung von 135 Minuten Dauer abgelegt werden. – Aus dem Nachwuchsförderungskredit, der seit langem existiert, werden rund 20 Stipendien pro Jahr für postdoktorale Forschung, beispielsweise im Rahmen einer Habilitation und vorzugsweise im Ausland, vergeben. Weil der Kredit vom Kanton an die Universität übergegangen ist, bedarf er einer neuen Rechtsgrundlage. Diese wurde zuhänden des Universitätsrats verabschiedet. Der Kreis möglicher Bewerber wurde etwas erweitert.

Nominationen für die Wahl in die Universitätsleitung: Für die Nachfolge des im Frühjahr 2004 zurücktretenden Prorektors Udo Fries hat die Philosophische Fakultät den Politikwissenschaftler Professor Ulrich Klöti vorgeschlagen. Die EUL empfiehlt den Fakultäten und den Ständen gemäss dem üblichen Verfahren, Professor Klöti zur Vorstellung und Befragung einzuladen. Aufgrund des so gewonnenen Meinungsbildes wird die EUL über ihren Vorschlag an den Senat beschliessen. Dieser wird am 1. Juli über die Nomination zuhänden des Universitätsrats entscheiden. Die wiederkandidierenden Mitglieder der Universitätsleitung, Rektor Weder und die Prorektoren Borbély und von der Crone, wurden von der EUL zuhänden des Senats nominiert.

Dr. Kurt Reimann

MS-Forschung in Zürich

Bisher war Basel der wichtigste Ort für die Erforschung von Multipler Sklerose (MS) in der Schweiz. Nun will sich auch die Universität Zürich auf diesem Gebiet einen Namen machen. Mit Hilfe von Drittmitteln wurde ein MS-Forschungszentrum eingerichtet. Neben der klinischen und der Grundlagenforschung wird auch eine MS-Sprechstunde angeboten.

VON ISABEL MORF

In der Schweiz leiden an die 10'000 Menschen an Multipler Sklerose. MS ist eine Entzündung des Nervensystems, die sehr unterschiedliche gesundheitliche Schädigungen auslösen kann, von Gleichgewichts- und Sehstörungen bis zu Lähmungen. Die Krankheit trifft meist Menschen im Alter zwischen 25 und 40, mehr Frauen als Männer. Geheilt werden kann sie bis jetzt nicht. Mit Medikamenten lassen sich ihre Symptome mildern, und ihr Verlauf kann verlangsamt werden. Über die Ursachen von MS ist noch sehr wenig bekannt.

Bisher wurde in der Schweiz vor allem an der Universität Basel über MS geforscht. Nun zieht Zürich nach: Am Universitäts-spital entsteht ein Forschungszentrum für Multiple Sklerose. Eingebettet ist es ins Zentrum für Neurowissenschaften Zürich (ZNZ), das Universität und ETH gemeinsam betreiben, und in die Neurologische Klinik.

Das MS-Forschungszentrum umfasst zwei Forschungsgruppen mit je einer Professur und einigen wissenschaftlichen Mitarbeitenden: Die Grundlagenforschung untersteht dem Neuroimmunologen Burkhard Becher. Sein Hauptinteresse gilt

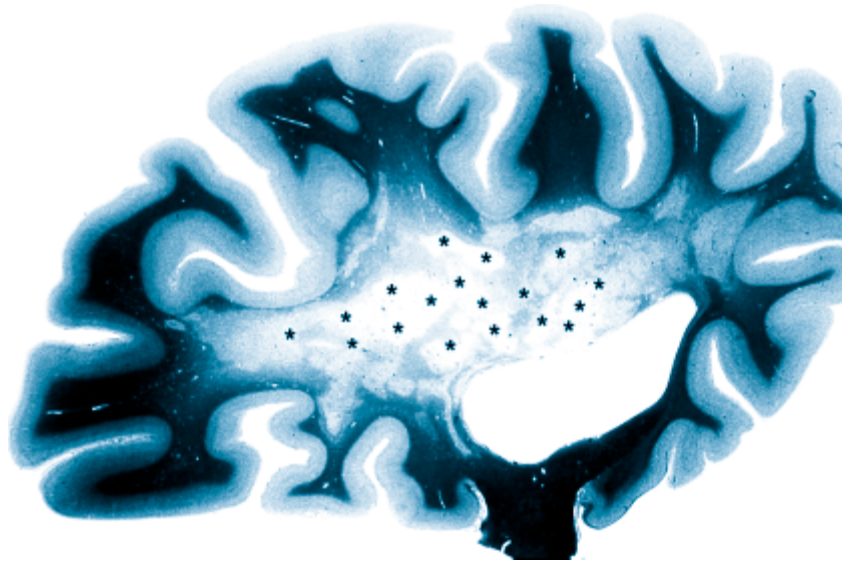
den Mechanismen der Interaktion zwischen dem Gehirn und dem Immunsystem und der Frage, ob Störungen in dieser Kommunikation eine Ursache für MS sein könnten. Die klinisch orientierte Forschung wird von Norbert Goebels geleitet. Der Mediziner forscht an molekularbiologischen Verfahren, mit denen sich die krank machenden Immunzellen identifizieren und im Blut verfolgen lassen. Er wird auch eine Sprechstunde für MS-Patienten einrichten und an der Optimierung der jeweils besten Therapie für die einzelnen Patienten arbeiten. Beide Forscher haben international einen Namen im Bereich Neuroimmunologie.

Zürich ergänzt Basel

«Die klinische Forschung und die Grundlagenforschung sollen eng zusammenarbeiten», sagt Wolfgang Knecht, Geschäftsleiter des ZNZ. «Eine gegenseitige Befruchtung und die Förderung von Synergien sind die besten Voraussetzungen, um Erfolge zu erzielen.» Burkhard Becher verweist darauf, dass es durch das Zusammenbringen von klinischer Forschung und Grundlagenforschung und gemeinsame klinisch orientierte Studien erstmals möglich ist, wirklich gezielte Therapien zu entwickeln.

Warum dieses Zentrum? «Im Nationalen Forschungsschwerpunkt «Neuronale Plastizität und Reparatur des Nervensystems», dessen Zentrum Zürich ist, möchten wir an der Forschung und Therapieentwicklung der wichtigsten Krankheiten des Nervensystems mitarbeiten, und dazu gehört auch MS», erklärt Wolfgang Knecht. Die Forschungen an der Universität Basel werden von Zürich nicht konkurrenziert, da Basel andere Forschungsschwerpunkte setzt. Knecht sieht das Zentrum in Zürich als Ergänzung zu Basel.

Finanziert wird das neue Forschungszentrum von der welt-



Myelin (blau) isoliert die Neuronen im menschlichen Gehirn. Bei MS wird diese Schicht angegriffen und zerstört (weiss, Sternchen). (Bild: Längsschnitt, zVg)

weit tätigen Biotechnologiefirma Serono mit Sitz in Genf. Die Initiative für diese Zusammenarbeit ging vom ZNZ aus. Das Hauptgebiet von Serono ist die Behandlung von Unfruchtbarkeit, aber die Firma gehört auch in Bereichen wie Neurologie und Wachstum zu den international führenden Unternehmen. Serono wird in den nächsten sechs Jahren insgesamt 8,4 Millionen Franken in das neue Zentrum stecken – eine sehr grosszügige Lösung, wie Wolfgang Knecht betont. Ein Teil dieser Mittel ist zudem nicht an die MS-Forschung gebunden, sondern wird vom ZNZ für die Finanzierung von Dissertationen verwendet werden.

Keine Beeinflussung

Es wird angesichts der angespannten Situation im Bundeshaushalt für die Wissenschaft zunehmend wichtig, neben staatlichen finanziellen Mitteln auch Drittmittel aus der Industrie zu bekommen. Eine Zusammenarbeit mit der Industrie kann Synergien erzeugen. Nur kann eine solche Verflechtung auch die Gefahr in sich bergen, dass die Forschungsfreiheit eingeschränkt wird. Aber dagegen,

versichert Wolfgang Knecht, habe die Universität vorgesorgt. «Es ist vertraglich festgehalten, dass Serono keinen Einfluss auf die Forschungsaktivitäten der beiden Gruppen nehmen kann. Das Unternehmen hatte auch keine Mitsprache bei der Berufung der beiden Professoren. Norbert Goebels ist beispielsweise keineswegs dazu verpflichtet, seinen Patienten in der MS-Sprechstunde Medikamente von Serono zu verschreiben.»

Vorkaufsrecht für Patente

Die Gegenleistung des MS-Forschungszentrums an Serono besteht darin, dass für Forschungsergebnisse der beiden Forschungsgruppen, die von der Universität Zürich patentiert werden, zuerst Serono die Lizenz für die Kommerzialisierung zum Kauf angeboten werden muss. Falls die Forschungen in Zürich ein neues Medikament ermöglichen, wird es also vermutlich ein Serono-Produkt sein. Wie es nach Ablauf der sechs Jahre weitergehen wird, ist noch offen. Aber Wolfgang Knecht ist zuversichtlich, dass eine Möglichkeit gefunden werden kann, um die Forschungen weiter zu finanzieren.

Isabel Morf ist freie Journalistin.

Wandernde Prionen

Für künftige Therapien von BSE und der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit könnte die Erforschung der Prionenwanderung vom Verdauungstrakt ins Gehirn eine zentrale Rolle spielen. Der Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) unterstützt ein derartiges Projekt.

VON MATHIAS HEIKENWÄLDER UND
CHRISTOPH HUBER

Prionenerkrankungen, auch übertragbare spongiforme Enzephalopathien (TSE) genannt, gehören zu einer Gruppe neurodegenerativer Krankheiten, zu denen beispielsweise die neue Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit (nvCJK) beim Menschen und BSE beim Rind gezählt werden. Charakteristisch sind für sie die schwammartige Degeneration der Gehirnmasse sowie Eiweissablagerungen (Plaques). Obwohl die genaue Art des Prionenerregers nach wie vor ungeklärt ist, steht fest, dass es sich nicht um ein herkömmliches Virus oder Bakterium handeln kann. Die heute weitgehend akzeptierte Hypothese Stanley Prusiners besagt, dass ein infektiöses Prion ausschliesslich aus einer abnorm gefalteten Form eines normalen, vom Wirtsorganismus codierten Proteins besteht. Weiter geht man davon aus, dass abnorme Prionen nach dem Eindringen in eine Wirtszelle die körpereigenen, normalen Prionen in einer Kettenreaktion verdrehen und sich dadurch im infizierten Organismus vermehren.

Es wird angenommen, dass der Übertragungsweg sowohl bei BSE wie auch bei der neuen

Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit vom Verdauungstrakt ausgeht. Da sich Prionenerkrankungen in erster Linie als Erkrankungen des Zentralnervensystems manifestieren, kommt im Hinblick auf eine zukünftige Therapie der Prionen-Wanderung vom Verdauungstrakt ins Gehirn eine zentrale Bedeutung zu.

Befall der Lymphorgane

Bei der genaueren Untersuchung der Infektionsroute hat sich herauskristallisiert, dass Prionen nach einer Infektion zuerst die lymphatischen Organe des Immunsystems, wie Milz und Lymphknoten, befallen, bevor sie ins Zentralnervensystem weiterwandern. Ein bestimmter Zelltyp der Milz und der Lymphknoten, die so genannten follikulär dendritische Zelle (FDC), scheint dabei die Rolle eines trojanischen Pferdes zu spielen, indem es die infektiösen Prionen in den Lymphorganen sammelt und vermehrt. Das vom FAN unterstützte Projekt (siehe Seite 23) zielt nun darauf ab, erstens die lymphatischen Organe und die FDC als Zelle auf molekularer Ebene besser zu verstehen und zweitens deren Beitrag zur Vermehrung und Wanderung der Prionen von der Körperperipherie in das Gehirn zu untersuchen.

Um neue Ansatzpunkte für eine zukünftige Therapie zu finden, sollen die spezifischen genetischen Eigenschaften genauer definiert werden, die follikulär dendritische Zellen für Prionen empfänglich machen. Denn Prionen vermehren sich nicht gleichermassen in allen Geweben der Körperperipherie, sondern hauptsächlich in den Lymphorganen und dort in den follikulär dendritischen Zellen. Zu dieser Untersuchung werden neueste molekularbiologische Techniken wie DNA-Chips angewendet, die erlauben, ein genaues genetisches Profil zu erstellen, sowohl von lymphati-



Beim Rind verursachen sie BSE, beim Menschen die neue Form der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit: die Prionen. Die Erforschung ihrer Wanderung vom Verdauungstrakt ins Hirn soll neue Ansätze für Therapien ermöglichen. (Bild Frank Brüderli)

schen Organen als Gesamtes wie auch von einzelnen Zelltypen, darunter die FDCs. Mit diesem experimentellen Ansatz konnten zusätzlich zu bereits bekannten genetischen Faktoren einige neue Kandidaten identifiziert werden. Zurzeit werden diese neuen Faktoren genauer auf ihre Aufgabe und Funktion in follikulär dendritischen Zellen hin untersucht. Dies wird in Zukunft ermöglichen, den Beitrag dieser neuen Faktoren von FDCs und damit die Prionenpathogenese besser zu verstehen.

Schlüsselzelle

Unterschiedliche Studien an der Maus, dem Rind und dem Menschen haben die follikulär dendritische Zelle als die Schlüsselzelle identifiziert, die für die Vermehrung von infektiösen Prionen verantwortlich ist. FDCs haben normalerweise eine besonders wichtige Funktion in unserem Immunsystem: Sie unterstützen die Organisation der lymphatischen Organe und fangen körperfremde Moleküle und Zellen (Antigene) ein, die den Wirtsorganismus schädigen würden. Deshalb ist von grosser Bedeutung, die genauen Mechanismen und die Rolle der FDCs in der Vermehrung der in-

fektiösen Prionen zu erforschen, um etwaige prophylaktische oder post-prophylaktische Therapien entwickeln zu können. In der Gruppe von Professor Adriano Aguzzi wurden in den letzten zwei Jahren unterschiedliche transgene Mausmodelle hergestellt und untersucht; diese Mausmodelle besitzen FDCs im Übermass in unterschiedlichen lymphatischen und nicht-lymphatischen Organen. Wie vor kurzem in dieser Gruppe entdeckt wurde, spielt auch die genaue Lokalisation der FDCs im lymphatischen System eine entscheidende Rolle bei der Geschwindigkeit der Erkrankung. Deshalb untersuchen wir, welche Effekte eine örtliche Verschiebung von FDCs auf den Verlauf der Prionenerkrankung haben kann. Die verschiedenen Mausmodelle wurden mit Prionen geimpft, um dann biochemisch und molekularbiologisch die Prionenerkrankung zu analysieren. Dadurch wird sich nicht nur das derzeitige Wissen über die Rolle der FDCs in der peripheren Prionenpathogenese verbessern, sondern dieses Wissen könnte auch helfen, neue prophylaktische oder post-prophylaktische Therapien zu entwickeln.

Mathias Heikenwälder und **Christoph Huber** sind Doktoranden am Institut für Neuropathologie.

Evolution im Eiltempo

Was in der Natur seit Millionen von Jahren abläuft, lässt sich am Biochemischen Institut der Universität Zürich nun auch im Labor simulieren: die Evolution von Antikörpern und anderen Proteinen, und zwar im Reagenzglas ohne lebende Zellen. Für diese Arbeiten wurde der Zürcher Biochemieprofessor Andreas Plückthun Ende letzten Jahres gleich dreifach ausgezeichnet.

VON SUSANNE HALLER-BREM

Innerhalb von vier Wochen hat Andreas Plückthun, Professor am Biochemischen Institut der Universität Zürich, den amerikanischen «J.P. Morgan Chase Award», die österreichische Wilhelm-Exner-Medaille sowie den «Grand Prix Européen d'Innovation» erhalten. Diese Häufung von Preisen und Auszeichnungen sei aber Zufall, denn die Ehrungen habe er für seine langjährigen Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der synthetischen Antikörperherstellung erhalten, sagt Plückthun, der auch Mitbegründer der Biotechnologiefirma MorphoSys AG in Martinsried bei München ist.

Seit rund zehn Jahren forschen Andreas Plückthun und sein Team an der Universität Zürich nach Verfahren, um Antikörper ausschliesslich mit biotechnologischen Methoden herzustellen, das heisst ohne Tiere und ohne lebende Zellen.

Nachgeahmte Natur

Die Zürcher Forscherinnen und Forscher bauten dazu das Prinzip des Immunsystems im Reagenzglas nach und können so simulieren, was im Körper



Bewährtes Hilfsmittel: Mit der Spezialbrille wird die Stereoabbildung einer Proteinstruktur dreidimensional lesbar. (Bild Manuel Bauer/Lookat)

passiert, wenn Fremdproteine, Viren oder Bakterien auftauchen. Zuerst passen von den Milliarden Antikörpern nur vielleicht hundert halbwegs, um den Fremdstoff (auch Antigen genannt) zu bekämpfen. Doch dann produziert der Körper durch Selektion und zufällige Mutagenese eine grosse Menge verbesserter Varianten und ist innerhalb kurzer Zeit bereit, den Fremdstoff zu bekämpfen.

Angepasste Antikörper

Mit dem so genannten «Ribosome Display» steht erstmals eine Methode zur Verfügung, um die Evolution für Antikörper im Reagenzglas nachahmen zu können. Durch eine Abfolge von Vermehrung, zufälligen Veränderungen und Selektion der Besten können sich Antikörper perfekt an das Zielmolekül anpassen – wie ein Schlüssel, der ins Schloss passt.

Antikörper bestehen aus langen Ketten von Aminosäuren, die eine komplizierte Raumstruktur einnehmen. Ihr Bauplan ist in der DNA niedergeschrieben, und beim «Ribosome Display» wird davon in einem ersten Schritt eine Arbeitskopie, die so genannte

mRNA, abgelesen, die dann in die Proteinstruktur übersetzt wird. Dies geschieht mit Hilfe der Ribosomen. Diese Zellorganellen verknüpfen die Aminosäuren genau in der Abfolge, wie es die Abfolge der Bausteine der mRNA vorschreibt. Während in einer Zelle normalerweise das Ribosom nach getaner Arbeit sowohl das fertige Protein als auch die mRNA entlässt, besteht der Trick der neuen Methode darin, genau dies zu verhindern. Dies geschieht durch die Zugabe bestimmter Substanzen, so genannter «molekularer Chaperone». Die Proteine bleiben dadurch in ihrer korrekten dreidimensionalen Struktur am mRNA-Ribosomen-Komplex hängen, und so bleibt erkennbar, von welcher mRNA das jeweilige Protein stammt.

Selektion und Optimierung

Jene Substanzen, die am Antigen (welches auf einer Kunststoffoberfläche befestigt ist) binden, werden selektioniert; die anderen können mit geeigneten Methoden gewaschen werden. So lässt sich sprichwörtlich die Nadel im Heuhaufen finden beziehungsweise ein spezifischer Antikör-

per herausfischen. Über die zugehörige mRNA können die Forscher und Forscherinnen schnell auf die entsprechende DNA zurückgreifen und diese sodann mit der Polymerase-Kettenreaktion millionenfach vervielfältigen. Natürlich geht diese ungeheure Kopierleistung nicht fehlerfrei vonstatten. Doch genau diese Mutationen liefern den Stoff für den nächsten Zyklus im Reagenzglas. Vom Prinzip her handelt es sich hierbei um nichts anderes als um den Evolutionsprozess im Eiltempo.

Für alle Proteine

Andreas Plückthun und sein Team haben mit ihrer Grundlagenforschung wichtige Impulse auch für die Wirtschaft gegeben. So ist es heute möglich, spezifische Antikörper gegen beliebige Antigene für Forschung, Diagnostik und Therapie auf rein synthetischer Basis herzustellen. Die drei Preise honorieren diese Bedeutung. «Das Verfahren des «Ribosome Display» kann aber nicht nur für Antikörper, sondern prinzipiell für alle Proteine angewendet werden», erläutert der Biochemieprofessor. Vor rund zwei Jahren haben Plückthun und sein Team begonnen, mit so genannten «Repeat-Proteinen» zu arbeiten. Solche Proteine sind an der Signalübermittlung und anderen wichtigen zellulären Prozessen beteiligt. Synthetische «Repeat-Proteine» in genügenden Mengen mit vorbestimmten Spezifitäten konnten gegen einige Zielmoleküle bereits erzeugt werden. Solche Proteine zum «Steuern» einer Zelle einzusetzen und Protein-Kristalle zur Strukturbestimmung der Zielmoleküle herzustellen, sind die nächsten Ziele der Zürcher Proteinforscher.

Dr. Susanne Haller-Brem ist Biologin und arbeitet als freie Wissenschaftsjournalistin.

Die Ehrungen für Prof. Andreas Plückthun sind auf Seite 20 verzeichnet.

Der Triumph der süssen Tafeln

Nicht nur die Weihnachtszeit ist hierzulande Schokoladenzeit, die Schweizer «Schoggi» hat das ganze Jahr über Erfolg. Wie aus dem ursprünglich französischen Genussmittel das Schweizer Markenzeichen wurde, untersucht der Historiker Roman Rossfeld in seiner Dissertation, die vom Forschungskredit der Universität Zürich unterstützt wird.

VON BEATRICE BRUNNER

Woran denkt man im Ausland beim Wort «Schweiz»? An Berge, Uhren und Schokolade. Genau dieses Klischee bestätigt eine repräsentative Umfrage in der Europäischen Union aus dem Jahr 1997. Auch in der Schweiz ist man sich einig, dass «unsere» Schokolade die beste der Welt ist. Doch was den Anschein einer alten Tradition macht, existiert erst seit gut hundert Jahren. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die damals bekannte französische Schokolade durch das schweizerische Erzeugnis von der Weltspitze verdrängt.

Wie aus einem exotischen, exklusiven und teuren Genussmittel der höfischen Tradition Frankreichs innerhalb einer kurzen Zeitspanne – von 1880 bis 1920 – ein bedeutendes Markenzeichen der Schweiz wurde, untersucht der Historiker Roman Rossfeld in seiner Dissertation. Er hofft, sie dank der finanziellen Unterstützung aus dem Forschungskredit der Universität Zürich innerhalb des nächsten Jahres abzuschliessen. Unter anderem auch deshalb, weil er sich dadurch ganz auf die Forschung konzentrieren kann.

Beatrice Brunner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Prorektorat Forschung.

Roman Rossfeld interessiert sich für die kultur- und unternehmensgeschichtlichen Aspekte im Umgang mit dem Genussmittel: Wie konnte die Schokolade als exotisches, aus fernen Ländern stammendes Produkt ein Teil der schweizerischen Identität werden? Die Dissertation zur Geschichte der schweizerischen Schokoladenindustrie und ihres Marketings ist ein gutes Beispiel dafür, dass an der Universität auch über populäre Themen geforscht wird.

Vom Getränk zur Tafel

Die Erfolgsgeschichte der schweizerischen Schokoladenindustrie basiert auf zwei wichtigen Innovationen durch Schweizer Unternehmer am Ende des 19. Jahrhunderts. Die erste war die Erfindung der Milkschokolade als Tafelschokolade. Zuvor gab es Schokolade nur in flüssiger Form. Die zweite Erfindung war diejenige der «Conche», eines komplexen Verfahrens, das der Schokolade noch heute ihre zartschmelzende Qualität verleiht. Bis dahin war die Schokolade eher brüchig und rau.

Als Folge dieser Innovationen erlebte die Schweizer Schokoladenindustrie zwischen 1880 und 1920 einen rasanten Aufschwung. Die Schokolade wurde innert weniger Jahre eines der wichtigsten Exportgüter der Schweiz und prägte dadurch nicht unwesentlich das Bild des Landes im Ausland. Die technologische Entwicklung in der Schokoladenindustrie und die Leistungen der Gründergeneration wurden von Historikern bereits untersucht – nicht aber das Marketing, dem Roman Rossfeld besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Klassische Ansätze in der Marketingtheorie behaupten, dass Marketing für einzelne Unternehmen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine tragende Rolle spielt. Rossfeld will jedoch anhand der Firma



Schwarze Kakaopflückerinnen wurden in der Schokoladenwerbung von Kühen und schneebedeckten Bergen abgelöst. (Bild oben: Emailschild für Suchard-Schokolade, um 1880, Suchard-Archiv, Musée d'Art et d'Histoire Neuchâtel; unten: Werbeplakat der Firma Klaus um 1915, Museum für Gestaltung Zürich, Plakatsammlung)

Suchard nachweisen, dass dort das Marketing schon um 1900 sehr bewusst betrieben wurde und dass sich mit dem Durchbruch der Milkschokolade auch die Marketingstrategien des Unternehmens veränderten. Einerseits wurde ab der Jahrhundertwende mit billigerer «Kochschokolade» eine kostengünstigere Produktion realisiert, um breitere Bevölkerungskreise als Konsumenten anzusprechen. Andererseits versuchte man – hauptsächlich über das Militär –, die männliche Bevölkerung verstärkt zu gewinnen, da Schokolade bis anhin als Getränk für Frauen und Kinder gegolten hatte. Dem Militär wurden ab den 1870er-Jahren Gratisproben zugestellt, worauf Schokolade im Ersten Weltkrieg schliesslich gar als Notration für

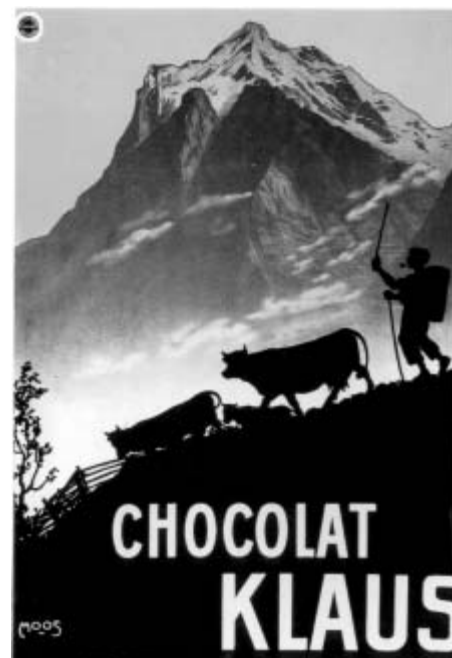
Dossier Forschungskredit:

Dieser Beitrag ist der Auftakt zu einer Reihe, in der vom Forschungskredit unterstützte Dissertationen vorgestellt werden unter: www.unipublic.unizh.ch/dossiers/2003/

die Verpflegung der Truppen anerkannt wurde.

Mit der Erfindung der Milkschokolade und der «Conche» verschaffte sich die Schweiz einen markanten Vorsprung gegenüber dem Ausland. Die Schokoladenindustrie begann zu diesem Zeitpunkt, Schokolade als typisch schweizerisches Produkt anzupreisen.

Wo bis anhin schwarze Kakaopflückerinnen und -pflücker die Bildsprache der Werbeplakate geprägt hatten und Schokolade als ein exotisches Produkt angepriesen worden war, traten nun Kühe, Alphütten und schneebedeckte Berge ins Rampenlicht. Auch mit Tourismus und Alpinismus wurde die Schokolade in Verbindung gebracht und dadurch mit Ausdauer und Stärke verknüpft. Ihr Genuss rückte so nach und nach gesellschaftlich in ein neues Licht – dank der gezielten Vermarktung des Produktes, die wesentlich zum Erfolg der schweizerischen Schokoladenindustrie beigetragen hat.



Wo die Uhren langsamer gehen

Osteuropa ist in Bewegung. Das Fach Osteuropäische Geschichte (OEG) auch. Professor Carsten Goehrke, der das Fach in Zürich aufgebaut hat und nun nach 31 Jahren emittiert ist, spricht über den Nutzen und die Perspektiven dieser besonderen historischen Disziplin.

VON SABINE WITT

unijournal: Sie waren 1971, als sie in Zürich den ersten Schweizer Lehrstuhl in Osteuropäischer Geschichte antraten, in der beneidenswerten Lage, diesen ganz nach Ihren Vorstellungen gestalten zu können.

Carsten Goehrke: Ich war natürlich schon privilegiert, weil ich eine Fachdisziplin und einen Studiengang so aufbauen konnte, wie ich das selber wollte und ohne durch Traditionen und bestehende Reglemente behindert zu werden. Es gibt das Modell der Osteuropainstitute wie in Berlin, wo alle Fachdisziplinen, die sich mit Osteuropa beschäftigen, unter einem Dach sind. Dieses Institut ist jetzt am Zusammenbrechen, ein Dinosaurier, der nicht mehr finanziert werden kann.

Mir hat das Modell in Münster gefallen, wo ich herkomme. Dort war das Fach OEG als ein eigener Fachbereich in die Allgemeine Geschichte integriert. Das Modell hat sich meines Erachtens auch in Zürich bewährt, weil es offen ist gegenüber der Allgemeinen Geschichte. Ich habe aber auch immer eng mit der Slavistik zusammengearbeitet.

Was ist speziell am Fach Osteuropäische Geschichte in Zürich?

Die OEG, wie ich sie konzipiert habe und wie sie auch in Basel gelehrt wird, ist sehr breit. Ich gehe davon aus, wenn ein Fach sich «Osteuropäische Ge-

schichte» nennt, muss es auch die entsprechenden Länder in der Breite vertreten. Das ist hingegen in Deutschland kaum mehr so. In den meisten Fällen wird dort die Geschichte Russlands von 1850 bis heute behandelt und sonst nichts. Das ist für die Lehre nicht gut.

Doch auch Ihr Forschungsschwerpunkt ist Russland ...

Als ich nach Zürich kam, war ich eigentlich ein reiner Russlandhistoriker, wenn auch bezogen aufs Mittelalter und die Neuzeit. Doch das Interesse der Studierenden war auch stark auf Polen ausgerichtet. Und die Kinder der politischen Emigranten – 1956 aus Ungarn oder 1968 aus der Tschechoslowakei – wollten ihren Wurzeln nachgehen. Da war mir klar, dass ich das Fach hier viel breiter anbieten musste. Dann arbeitete ich mich allmählich in die Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas ein – das hat mir nicht geschadet. Und es hatte den Vorteil, dass wir das ganze Potenzial der Muttersprachler auch nutzen konnten.

Während in der Forschung Russland und die Ländervergleiche meine Schwerpunkte blieben, habe ich mich in der Lehre bemüht, auch die anderen Länder turnusmässig zu vertreten. Und das hat Früchte getragen: Gemessen an der Zahl der Abschlüsse gehört die Zürcher OEG im deutschsprachigen Raum zur Spitzengruppe.

Wie erklären Sie sich das?

Neben der breiten Konzeption des Faches und dem hohen Niveau der Forschung liegt das sicher auch am Klima, das für mich immer sehr wichtig war. Das Verhältnis zwischen Studierenden und Dozierenden muss kreativ und entspannt sein, denn nur dann kann man das vorhandene Potenzial nutzen. Auf diese Weise gewannen wir auch erstaunlich viele Umsteiger aus der Allgemeinen Geschichte.

Der Osteuropa-Boom zu Beginn der Neunzigerjahre ist inzwischen abgeflaut. Macht sich Krisenstimmung im Fach breit?

Den ganz grossen Boom hatten wir in der Zeit Gorbatschows. In den Neunzigerjahren hat sich das auf einem hohen Niveau eingependelt. Dieses Jahr haben wir sogar einen markanten Zugewinn an Studierenden: statt 15–20 Studienanfängern nun 30, also fast eine Verdoppelung. Das zeigt, dass die OEG nach wie vor attraktiv ist. Osteuropa wird nun nicht mehr durch die ideologische Klischeebrille gesehen, sondern die jungen Leute kennen Osteuropa von Reisen und möchten mehr wissen über dieses zukunftssträchtige Gebiet.

In Deutschland kehrt sich tatsächlich die Stimmung gegen das Fach, weil die OEG als Waffe des Kalten Krieges ausgedient hat.

pa hat in sich sehr viele Gemeinsamkeiten, während Osteuropa trotz Gemeinsamkeiten viel stärker differenziert ist.

Meinen Sie, dass das Fach trotz EU-Osterweiterung in seiner Breite beibehalten werden muss?

Es muss ein gewisses Gesamtbild vermittelt werden, inwieweit sich der europäische Osten in die Gesamtgeschichte Europas integriert, was ihn unterscheidet. Gerade in Bezug auf die EU-Osterweiterung kann die OEG einen Beitrag zum Verständnis leisten, dass Europa aus verschiedenen Kulturlandschaften besteht. Historische Traditionen werden ja nicht über Bord geworfen, weil man einem neuen Staatenbund beiträgt. Obwohl es wechselseitige Einflüsse geben wird. Wie sich längerfristig doch etwas verändert, ist dann auch spannend zu beobachten.



«Die kulturellen Unterschiede zum Westen bleiben bestehen»: Prof. Carsten Goehrke zur Osterweiterung der EU. (Bild Frank Brüderli)

Wie lange kann man denn Länder wie Litauen oder Polen in einem politischen Sinne noch als osteuropäisch bezeichnen?

Politisch habe ich das nie gesehen. Eher kulturgeschichtlich. Die Uhren in Osteuropa, besonders in Russland, gehen langsamer als im übrigen Europa. Von daher muss man eine sehr fundierte kulturhistorische Kompetenz mitbringen, die man nicht einfach vergleichen kann mit der Kompetenz für französische oder spanische Geschichte. Das lateinische Euro-

Was haben Sie nun nach der Emittierung vor?

Bis zur Frankfurter Buchmesse mit ihrem Russland-Schwerpunkt in diesem Jahr sollen die beiden ersten von drei Bänden einer Geschichte des russischen Alltags vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart auf dem Markt sein. An dieser Trilogie arbeite ich seit sieben Jahren. Nun kann ich mich auf diese Arbeit konzentrieren. Denn als aktiver Professor hat man inzwischen eigentlich keine Zeit mehr, Bücher zu schreiben.

Vom Analphabetismus zur Lesesucht

Die Lesefähigkeit der Schweizerinnen und Schweizer wurden schon früh von der Obrigkeit gefördert. Eine Habilitationsschrift zeigt, wie das Land innerhalb von 200 Jahren alphabetisiert wurde.

VON ALFRED MESSERLI

Durch die PISA-Studie (Programme for International Student Assessment) wissen wir, dass jeder fünfte Jugendliche in der Schweiz, vorab Kinder von zugewanderten oder bildungsfernen Elternhäusern, am Ende der obligatorischen Schulzeit höchstens einfache Texte verstehen kann. Die Öffentlichkeit reagierte schockiert; der Fachwelt war der Sachverhalt allerdings schon seit längerer Zeit bekannt. Diese Hiobsbotschaft stellte auch unser Selbstbild in Frage. Vor diesem Hintergrund kann die Frage, wie denn die Schweizer lesen und schreiben gelernt haben, durchaus von Interesse sein. Die nun gedruckt vorliegende Habilitationsarbeit «Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz» setzt sich denn zum Ziel, zu erklären, wie aus der Schweiz des Jahres 1700, in der Lesende und Schreibende zu einer Minderheiten (5 bis 25 Prozent der Bevölkerung) gehörten, im Laufe von 200 Jahren eine vollständig alphabetisierte Nation werden konnte.

Abschreckende Geschichten

Die gewöhnliche Antwort, das hänge mit dem Schulobligatorium der Dreissigerjahre des 19. Jahrhunderts zusammen, ge-



«Man sucht heute nach andern Mitteln, um der menschlichen Gemeinschaft einen tieferen Sinn zu geben. Ein solches Mittel wäre das Vorlesen im Familienkreis...» (Bild und Zitat aus: J. M. Bächtold: Freizeit und Lektüre. Schweizer Freizeit-Wegleitungen Nr. 22)

nügt aber nicht, ja, sie ist selber erklärungsbedürftig. Die vorliegende Arbeit kommt vielmehr zum Schluss, dass die entscheidenden Entwicklungen bereits im 18. Jahrhundert einsetzten. Um 1770 wird in populären Druckmedien wie dem Kalender eine neue Forderung formuliert. Sie lautet, jede erwachsene Person müsse lesen und schreiben können. Das war um 1770 ein Novum. Um diese neue Norm zu etablieren, war jedes Mittel recht. Es wurden Geschichten abgedruckt, die von einem Unglück berichteten, weil jemand nicht lesen konnte. So schluckt ein Analphabet das Medikament, statt es als Pflaster aufs Bein zu legen, und stirbt. Ein anderer wird um sein Vermögen gebracht, ein dritter wird ausgelacht. All diese Geschichten zielen darauf, die Notwendigkeit des Lesens zu beweisen, und sie legitimieren zugleich die alphabetisierte Bevölkerung, sich

über die Analphabeten lustig machen zu dürfen. Die Analphabeten wurden zum Freiwild erklärt.



Beim Schmökern (Bild aus: Otto Binder: Freude und Nutzen durch Arbeitsgruppen. Schweizer Freizeit-Wegleitungen Nr. 15; zVg)

Bei der Frage, ob und wie denn tatsächlich gelesen wurde, bietet die vorliegende Arbeit eine Art Archäologie der unter-

schiedlichen historischen Lesepraktiken. Wie lernten die Kinder in den schweizerischen Grundschulen lesen, welche Lese Stoffe standen ihnen, in der Schule und im späteren Leben, zur Verfügung? Dass es eher Zeitungen, Zeitschriften oder Kalender waren (meist nichtfiktionale Texte), und weniger die «schöne Literatur», mag enttäuschen. Dafür schufen die zahlreichen Bibliotheksgründungen im Laufe des 19. Jahrhunderts ein Gegengewicht, so dass sich Pädagogen schon bald bemüsstigt fühlten, den Kampf gegen die «Lesesucht» aufzunehmen. Den meist schwachen Lesern kamen Lektürepraktiken wie etwa das gemeinsame Lesen in der Familie oder unter Nachbarn entgegen. Hier konnte man durch Zwischenfragen die anderen um Verständnishilfe angehen. Und statt wenige Bücher immer wieder zu lesen, ging man allmählich dazu über, viele Bücher nur noch einmal zu lesen.

Während das Schreiben als Herrschaftspraxis eine wichtige Rolle spielte (über die Untertanen wurde genau Buch geführt), hielt es die Obrigkeit nicht für notwendig, dass diese es erlernen. Für das Seelenheil genügte es, lesen zu können. Die breite Bevölkerung dachte allerdings anders darüber und benützte die Schrift, unbekümmert um die Regeln der Rechtschreibung, um Briefe zu schreiben, ein Hausbuch zu führen oder auch nur, um die Lebensdaten der Familienangelegenheiten in die leeren Vorsatzblätter der Hausbibel zu schreiben. Gerade hier, bei den vielfältigen Schreibpraktiken, war, weil das Interesse am Schreiben von offizieller Seite erst spät einsetzte, ein unbekannter Kontinent zu entdecken.

Der Nachwuchs tagt

Wenn der wissenschaftliche Nachwuchs sich selber Tagungen organisiert, bringt das einige Vorteile: eine offene Diskussionskultur, eine grössere thematische Freiheit und die Möglichkeit, sich mit anderen Wissenschaftlern zu vernetzen. Die Organisatorinnen und Organisatoren sammeln dabei früh schon wichtige Erfahrungen für ihre akademische Laufbahn.

VON LUKAS MÄDER

Die Idee für ihr Projekt kam Romy Günthart und Michael Jucker an der Tagung des Kompetenzzentrums Mediävistik der Universität Zürich vor einem Jahr. Aus Freude an ihrem Forschungsgebiet beschlossen die beiden Mediävisten – sie ist Literaturwissenschaftlerin, er Historiker –, eine Nachwuchstagung zum Thema «Kommunikation im Spätmittelalter» zu organisieren. Obwohl sie noch nicht wissen, ob die Veranstaltung im Juni ein Erfolg wird, hat sich die Sache für die Oberassistentin am Deutschen und den Assistenten am Historischen Seminar schon jetzt gelohnt: «Wir haben viel gelernt durch die Organisation der Tagung und auch durch den Austausch, allein schon zwischen unseren Fachrichtungen», sagt Jucker.

Tagungen sind auch dazu da, um Kontakte zu knüpfen. Das war ein Grund, weshalb sich Jucker und Günthart entschlossen, solch eine aufwändige Veranstaltung zu organisieren. Diese möglichen Kontakte, «international und interdisziplinär», wie Günthart betont, sowie die wichtigen Erfahrungen mit der Organisation des Anlasses können für eine akademische Laufbahn von Nutzen sein. Daneben

Lukas Mäder ist freier Journalist.



Lorbeeren: Eine selbst organisierte Tagung bringt Nachwuchskräften fachlichen Austausch, stärkere Vernetzung und macht sich zudem gut im Lebenslauf. (Bild Urs Siegenthaler)

interessierte die beiden natürlich auch das in den letzten Jahren aufgekommene Thema der Tagung: «Kommunikation im Spätmittelalter» hat sich aufgedrängt, da es das Forschungsgebiet von uns beiden ist und mehrere Fachrichtungen vereint», sagt Günthart. Der Historiker und die Germanistin sehen in einer Nachwuchstagung – die mit gut 50 Bewerbungen auf reges Interesse gestossen ist – eine gute Möglichkeit, frei von hierarchischen Strukturen innovative Forschungsansätze vorzustellen.

Infrastruktur vonnöten

Ähnliche Erfahrungen hat Elisabeth Eggimann Gerber an der Tagung «Integrationen des Widerläufigen» im letzten Oktober gemacht. Eggimann Gerber ist Mitglied der Mentoring-Gruppe «Integrationen des Widerläufigen», eine von neun Projektgruppen, welche die Förderung des weiblichen akademischen Nachwuchses zum Ziel haben. «Die Atmosphäre auf der Tagung war gut, und es kam zu angeregten, aber freundschaftlichen Diskussionen», sagt Eggi-

mann Gerber. Die Tagung war bewusst nicht auf den Nachwuchs beschränkt, damit auch mit erfahrenen Akademikerinnen und Akademikern eine Vernetzung stattfinden kann. «Frauen sind weniger vernetzt, darum ist der Frauenanteil in der akademischen Welt so gering», sagt Eggimann Gerber. Dieses Problem betrifft die Mitglieder der Projektgruppe «Integrationen des Widerläufigen» besonders, ist doch keine der doktorierenden oder habilitierenden Frauen an der Universität angestellt. Um die Kluft zwischen den Assistierenden und Doktorierenden, die in den universitären Betrieb integriert sind, und jenen, die selbständig an ihrer Doktorarbeit schreiben, zu verringern, sollte die Universität aktiv werden, so Eggimann Gerber. Dabei sei hauptsächlich Infrastruktur vonnöten, damit die Doktorierenden in eigener Regie beispielsweise ein Kolloquium organisieren können.

«Studium Transylvanicum»

Dass der Nachwuchs fähig ist, sich selbst zu organisieren, be-

weist das «Studium Transylvanicum», eine lose Gruppe von Studierenden und Doktorierenden, die jedes Jahr eine Tagung zu Siebenbürgen organisiert. Das «Studium Transylvanicum» hat sich bei seiner Entstehung Ende der Achtzigerjahre bewusst nicht als Verein konstituiert, um keine Vorsitzenden und Ämter zu haben. «Um bei uns Mitglied zu werden, muss man sich nur engagieren», sagt Daniel Ursprung, Assistent am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte in Zürich. Diese Art der Organisation scheint sich zu bewähren, fand doch die Tagung dieses Jahr bereits zum siebzehnten Mal statt.

Das «Studium Transylvanicum» profitiert allerdings von der personellen Nähe zum Siebenbürgen-Institut im deutschen Gundelsheim am Neckar. So wird die Siebenbürgen-Tagung mit Bundesgeldern finanziert, die vom Siebenbürgen-Institut beantragt werden. Daneben gibt das «Studium Transylvanicum» zusammen mit dem Siebenbürgen-Institut eine Zeitschrift heraus. Diese enge institutionelle Bindung birgt enorme Vorteile gerade für den Nachwuchs: «Obwohl wir alles selber organisieren, können wir auf das Know-how früherer Veranstalter zurückgreifen», sagt Ursprung. Dieses Know-how wird an der Universität Zürich nicht angeboten, obwohl der akademische Nachwuchs initiativ genug ist, Veranstaltungen zu organisieren. So verwundert es nicht, wenn das Deutsche Seminar der Tagung «Kommunikation im Spätmittelalter» keinen Raum kostenlos zur Verfügung stellt: Es handle sich nicht um eine germanistische Veranstaltung. – Stimmt, sie ist eben interdisziplinär.

«Studium Transylvanicum»:

www.siebenbuergen-institut.de/sembl/st-haupt.htm

«Integrationen des Widerläufigen»:

www.mymentoring.com/

«Kommunikation im Spätmittelalter»:

6.–7. Juni 2003

www.mediaevistik.unizh.ch/medinews.html

VORTRÄGE

Kultur - und Sozialwissenschaften

Vorlesungen

Geschichten und ihre Geschichte. Interdisziplinäre Ringvorlesung:

Kanon und Variation: Zur historischen Wirkkraft «klassischer Bildung», Prof. Jürgen Oelkers (Zürich), HS 104, Uni-Zentrum, Dienstag, 4. Februar, 18.15 Uhr

Griechen und Nicht-Griechen im Vorderen Orient im Spiegel der Münzprägung. B. Zäch (Winterthur), HS E21, Uni-Zentrum, Mittwoch, 5. März, 19.00 Uhr

Sehen: Wesen, Bedeutung, Geschichte. Wissenschaftshistorisches Kolloquium:

Bild und Auge. Kunstgeschichte als Geschichte des Sehens? Prof. Peter C. Claussen (Zürich), HS 101, Uni-Zentrum, Mittwoch, 5. Februar, 17.15 Uhr

Symposium

Universitäre Lehre im Wandel II: Bologna – neue Zielsetzungen und Spielräume für den Hochschulunterricht. Zahlreiche Referierende, HS B 10, Uni-Zentrum, Freitag, 14. März, 9.00 Uhr. Anmeldeabschluss ist der 2. März. Es wird eine Tagungsgebühr erhoben. Weitere Informationen unter: www.afh.unizh.ch

Human- und Tiermedizin

Vorlesungen

Die Alchemie in Geoffrey Chaucers «Canterbury Tales». Alexandra Falcón, HS 318, Uni-Zentrum, Donnerstag, 6. Februar, 12.30 Uhr

Impressionen vom gegenwärtigen Stand der Intensivmedizin bei neonatalen Fohlen und Kälbern. Prof. Wolfgang Kähn, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 3. Februar, 18.15 Uhr

Muskuloskeletale Radiologie: Von der statischen zur dynamischen Bildgebung. PD Dr. Dominik Weishaupt, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 8. Februar, 11.10 Uhr

Psychotherapie mit Kriegsopfern. Dr. E. Hurwitz (Zürich), gr. SR Psychiatrische Poliklinik, Culmannstr. 8a, Montag, 3. Februar, 11.15 Uhr. Von Auswärtigen wird eine Hörergebühr verlangt.

Zwangsunterbringung und Zwangsbehandlung psychisch Kranker. Gesetzgebung und Praxis in den Mitgliedsländern der Europäischen Union. PD Dr. H. Dressing (Mannheim), HS Psychiatrische Universitätsklinik, Lenggstr. 31, Mittwoch, 5. Februar, 11.00 Uhr

Messe

Psyche und Gehirn. Brainfair Zürich 2003, Podiumsdiskussionen, Vorträge, Tage der offenen Tür, Konzert, Filme, Theater, Ausstellung, Samstag,

15. März, bis Samstag, 22. März. Eröffnungsanlass Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 15. März, 14.00 Uhr. Weitere Informationen unter: www.brainfair-zurich.ch

Naturwissenschaften

Vorlesungen

The eloquent cerebral cortex of the mouse. Bert Sakmann (Heidelberg), HS 35-F-51, Uni-Irchel, Montag, 3. Februar, 12.30 Uhr



Evolutionary Patterns from the fossil record. Prof. Hugo Bucher, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Samstag, 8. Februar, 10.00 Uhr

Kann die Phänologie den Einfluss einer Klimaerwärmung auf die Vegetation feststellen? Claudio Defila, gr. HS Botanik, Zollikerstr. 107, Dienstag, 4. Februar, 12.30 Uhr

Pflanzen im Untergrund – wie überwintern Pflanzen? Gartenführung, Edi Urmi, Terrasse bei der Cafeteria des Botanischen Gartens, Zollikerstr. 107, Dienstag, 11. Februar, 12.30 Uhr



Stirling Range – National Park in Westaustralien. Diavortrag, Kathrin König Urmi, gr. HS Botanik, Zollikerstr. 107, Dienstag, 25. Februar, 12.30 Uhr

Was ist ein Dinosaurier? PD Dr. Winand Brinkmann, HS E 72, Uni-Zentrum, Mittwoch, 12. Februar, 19.15 Uhr

Die Weisse Wüste in West-Ägypten – Naturjuwel vor der Zerstörung? Dionys Moser, HS D1.2, ETH-Hauptgebäude, Mittwoch, 5. Februar, 18.15 Uhr

Vitales aus dem Boden – Wurzelgemüse. Gartenführung, Roland Huber, Terrasse bei der Cafeteria des Botanischen Gartens, Zollikerstr. 107, Dienstag, 18. Februar, 12.30 Uhr



Symposium

Advances in Oncology: Basic Mechanisms and Clinical Applications. 6th Charles Rodolphe Brupbacher Symposium, zahlreiche Referierende, HS D Nord, UniversitätsSpital, Mittwoch, 12. März, bis Freitag, 14. März. Weitere Informationen unter: www.brupbacher-stiftung.ch

BRAINFair 2003

Psyche und Gehirn

■ Die BrainFair 2003 hat «Psyche und Gehirn» zum Thema. Das Ziel dieser einwöchigen Informationsveranstaltung mit Vorträgen, Diskussionen, Klinikbesuchen, Filmen und Ausstellung ist, den Dialog der Wissenschaft mit der Öffentlichkeit zu fördern. Die interessierte Bevölkerung, Angehörige von Schulen und Hochschulen, Betroffene, Vertreter und Vertreterinnen des Gesundheitswesens, der Kunst und der Wirtschaft sind eingeladen, mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in Kontakt zu treten.

Wie kann man die kognitiven Leistungen des Gehirns verstehen und erklären? Welche Störungen können auftreten und welche Therapien sind anwendbar?, sind Fragen, die im Zentrum der Veranstaltungen stehen. Mit dem aktuellen Thema «Psyche und Gehirn» zeigt die BrainFair 2003 Zürich auf, wo die Forschung heute steht und welche Zukunftsvisionen in der Schweiz entwickelt werden.

(unicom)

Eröffnungsanlass

15. und 16. März, Uni-Zentrum, Aula
- Vortrag: Wozu brauchen wir Bewusstsein? (Gerhard Roth, Universität Bremen), 15. März, 16–18 Uhr
 - Konzert: Klavier-Rezital mit Maria João Pires und Ricardo Castro (Werke von Chopin, Ravel, Schubert), 16. März, 11 Uhr
 - Forum: Musik und Gehirn. Mit Maria João Pires und Ricardo Castro am Klavier und im Gespräch mit Neurowissenschaftlern (Rodney Douglas, Lutz Jäncke, Heinz-Gregor Wieser)

Foren und Vorträge

17.–22. März, ETH Zürich Zentrum

Filme

- «Kleine Lösungen», Ein Film über das Leben mit Hirnverletzung (57 Minuten), 22. März, 10, 12, 14, 16 Uhr, E 33.1
- «Dorothea Buck – vom Wahn zum Sinn» (29 Minuten), 11.15, 13.15, 15.15 Uhr, E 33.1

Tag der offenen Tür

22. März, ETH Zürich Zentrum, Rämistrasse 101, 10–17 Uhr

Das detaillierte Programm findet sich unter www.brainfair-zurich.ch

Wirtschaft – Recht – Informatik

Vorlesungen

Model Misspecification and Underdiversification. Raman Uppal, SR 172, Uni-Zentrum, Freitag, 7. Februar, 12.15 Uhr

Navigation and imitation: two problems for a single brain! Philippe Gaussier (Paris), HS 27-H-46, Uni-Irchel, Dienstag, 11. Februar, 12.30 Uhr

Welche Theorie der Firma braucht die BWL heute? – Die private Unternehmung in der globalisierten Welt. Prof. Andreas Scherer, Antrittsvorlesung, Aula, Uni-Zentrum, Montag, 3. Februar, 19.30 Uhr

WEITERBILDUNG

Ad fontes. Vom Schriftstück zur historischen Quelle. Zahlreiche Referierende, Weiterbildungszentrum, Andreasstr. 15, Kurs 1: Samstag, 8. März, Samstag, 15. März, und Samstag, 22. März, ganztags. Kurs 2: Dienstag, 4. März, bis Donnerstag, 20. März, jeweils dienstags und donnerstags abends, und Samstag, 22. März, nachmittags. Kosten: Fr. 900.-. Anmeldung bis 15. Februar. Weitere Informationen unter: www.weiterbildung.unizh.ch

Das Internet im Geschichtsunterricht. Prof. Peter Gautschi, Andreas Kränzle, Gerold Ritter, HS D 021, Rämistr. 74, Freitag, 28. März, und Samstag, 29. März, ganztags. Kosten: Fr. 600.-. Anmeldung bis 15. Februar. Weitere Informationen unter: www.weiterbildung.unizh.ch

Nachdiplomstudiengang in Angewandter Ethik. Studienbeginn: April 2003. Dauer: 4 Semester berufsbegeleitend. Anmeldeschluss ist der 14. Februar. Kosten: Fr. 12'000.-. Weitere Informationen unter: www.ethik.unizh.ch/mae

AUSSTELLUNGEN

Anatomische Sammlung, Winterthurerstr. 190, Mittwoch 13–18 Uhr

Anthropologisches Museum, Winterthurerstr. 190, Dienstag–Sonntag 10–16 Uhr

Archäologische Sammlung. Abguss-Sammlung, Rämistr. 73, 1. UG, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr

Botanischer Garten, Zollikerstr. 107, Garten: Montag–Freitag 8–18 Uhr, Samstag und Sonntag 8–17 Uhr, Gewächshäuser: täglich 9.30–11.30 Uhr und 13–16 Uhr, Mittagsführungen dienstags 12.30–13 Uhr, Besammlung bei der Terrasse

Chirurgie in Wachs. Moulagensammlung, Haldenbachstr. 14, Mittwoch 14–18 Uhr, Samstag 13–17 Uhr, ab 21. März

Feind im Blut – Moulagen und Medien im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Moulagensammlung, Haldenbachstr. 14, Mittwoch 14–18 Uhr, Samstag 13–17 Uhr, bis Mitte März

In den Strassen von Shanghai. Chinesisches und westliches Leben in Fotografien (1910–1930). Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, Dienstag–Freitag 10–13 Uhr und 14–17 Uhr, Samstag 14–17 Uhr, Sonntag 11–17 Uhr

Kunst-Kiosk von Thomas Hirschhorn, Otto Freundlich gewidmet. Winterthurerstr. 190, Bau 55, Montag–Freitag 8–18 Uhr, bis 28. Februar

Paläontologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr



Das Requiem op. 89 komponierte Antonín Dvořák im Jahre 1890 und leitete selbst 1891 auf dem Musikfestival in Birmingham die Uraufführung. Unter der Leitung von Anna Jelmorini wird das Werk gemeinsam vom Akademischen Chor und vom Akademischen Orchester Zürich in der Tonhalle Zürich und im KKL Luzern aufgeführt (Orchestereinstudierung: Johannes Schlaefli). Als Solisten treten auf: Irina Popova, Maria Riccarda Wesseling, Kenneth Roberson und Cheyne Davidson. (Tonhalle Zürich, 5. Februar, 19.30 Uhr, Vorverkauf: Jecklin-Pfauen, Tel. 01 253 76 67, Migros City, Tel. 01 221 16 71; KKL Luzern, 7. Februar 19.30 Uhr, Vorverkauf: www.ticketcorner.ch, 0848-800 800. Weitere Informationen unter: www.acz.ethz.ch)

Paracelsus Magus. Alchemist – Arzt – Magier. Medizinhistorisches Museum, Rämistr. 69, Dienstag bis Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr



Tabula Rasa. Archäologische Sammlung. Abguss-Sammlung (1. UG), Rämistr. 73, Dienstag–Freitag 13–18 Uhr, Samstag und Sonntag 11–17 Uhr, bis 9. Februar

Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, Dienstag–Freitag 9–17 Uhr, Samstag und Sonntag 10–16 Uhr

BÜHNE

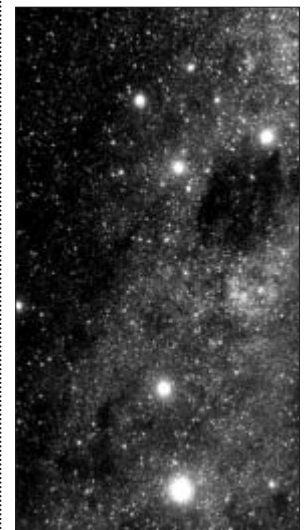
Monte LiGA. Das Liechtensteiner Gabarett, mit Ingo Ospelt, Mathias Ospelt und Marco Schädler, Keller62, Rämistr. 62, Mittwoch, 12. Februar, bis Sonntag, 16. Februar, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen unter: www.keller62.ch

9 Nächte. Mit Susanne Kunz und Mario Almer, Regie Peter N. Steiner, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 18. Februar, bis Sonntag, 23. Februar, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen unter: www.keller62.ch

Pather Panchali. Indien 1955. Satyajit Ray. Filmreihe Neorealismo, Einführung Martin Girod, Filmpodium im Schiffbau, Schiffbaustr. 4, Mittwoch, 5. Februar, 18.00 Uhr. Eintritt: Fr. 14.- (Fr. 11.- mit Legi oder AHV)

Der Sammler. Thriller nach John Fowles. Mit Karolina Petrova und Ingo Ospelt, Regie Lubosch Held, Keller62, Rämistr. 62, Dienstag, 4. Februar, bis Freitag, 7. Februar, jeweils 20.00 Uhr. Weitere Informationen unter: www.keller62.ch

Unter dem Gesang der Sterne. Lebenswege auf der Suche nach Sinn. Klavier, Gesang, Rezitation, erzählende Tiere, Clara Luisa Demar, Spitalkirche UniversitätsSpital, Dienstag, 25. März, 12.00 Uhr. Weitere Informationen unter: www.claraluisademar.ch



Den vollständigen Veranstaltungskalender finden Sie immer aktuell unter www.agenda.unizh.ch

Doch sie wissen, was sie tun

Karriereplanung ist kaum ein Thema unter den Jusstudierenden. Trotzdem sammeln die meisten gezielt Erfahrungen für den Beruf.

VON MARKUS BINDER

Als wäre es unanständig: Das Wort «Karriereplanung» nehmen die Jusstudentinnen und -studenten nicht gerne in den Mund. Niemand gibt vor, karrierebewusst zu sein. Und trotzdem bemühen sich die meisten, während des Studiums auf Anwaltskanzleien oder Gerichten Erfahrungen zu sammeln und Juristen kennenzulernen.

Zum Beispiel Tamara Berchtold, 23 Jahre alt. Sie studiert im 7. Semester Jus. Schon während der «Kanti» wusste die Küsnachterin, dass dies ihr Studienfach sein würde. Nicht weil sie den Anwaltsberuf vor Augen hatte, sondern weil sie sich schon damals für das Rechtswesen interessierte. Heute allerdings weiss sie, dass sie Anwältin werden will. Doch gezielt steuere sie nicht darauf zu. «Ich konzentriere mich vorerst auf den Abschluss, dann schaue ich weiter.» Das ist verständlich, denn auf den Internetseiten grösserer Anwaltskanzleien werden ein «überdurchschnittlicher akademischer Abschluss» oder «ausgezeichnete fachliche Fähigkeiten» gefordert. Doch auch wenn Berchtold glaubt, sie sei nicht besonders karrierebewusst, so hat sie doch schon einiges unternommen, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, wie viele aus ihrem Freundeskreis auch. Berchtold ist 20 Prozent in einer Wirtschaftskanzlei tätig. «Das ist eine gute Erfahrung, ich sehe, wie ein Anwalt arbeitet und lerne die Abläufe in einer Kanzlei kennen.» Zudem war sie auch



Wer gern argumentiert, wird nach dem Jusstudium wohl am besten Anwältin oder Anwalt. Doch auch andere Berufe sind möglich, meinen Jusstudierende. (Bild Honoré Daumier, zVg)

schon Hilfsassistentin an der Universität. Von Planung möchte sie aber nicht sprechen: «Beides waren Chancen, die ich gerne wahrgenommen habe.» Was aber wiederum nicht heisse, dass sie nicht doch plane. Nach dem Abschluss möchte sie am liebsten im Ausland ein Nachdiplomstudium absolvieren. «Erfahrungen im Ausland» werden von den meisten Kanzleien ebenfalls gefordert.

Argumentieren als Beruf

Oder Andrea Caroni, 22 Jahre alt. Er studiert im 5. Semester Jus und dachte schon in der Primarschule daran, Jurist zu werden. «Weil ich gerne das Argumentieren zum Beruf machen möchte.» Aber auch, weil er Freude an der Sprache habe, das Jusstudium viele Möglichkeiten eröffne und eng mit anderen Wissenschaften, wie Geschichte oder Wirtschaft verknüpft sei. Auch Caroni hatte kein Berufsbild vor Augen, als er mit dem Studium begann. Und er hat es immer noch nicht: «Ich möchte so lange wie möglich Generalist bleiben.» Oder anders gesagt, er kann sich viele Berufe und Tätigkeitsfelder vorstellen: Völkerrechtler, Diplomat zu sein etwa oder eine Anstellung in einer Internationalen Organisation anzutreten. Vielleicht

macht er auch ein Nachdiplomstudium in Wirtschaft, um in der Privatwirtschaft einzusteigen. Oder er wird Politiker – Caroni sitzt in seiner Heimatgemeinde Grub in Appenzell Ausserrhoden für die FDP in der Rechnungsprüfungskommission.

Nur Anwalt möchte er eher nicht werden. Auch Caroni sagt, er verfolge nicht gezielt eine Karriere. Aber er weiss genau, was ihm später einmal nützlich sein wird. Sprachen zum Beispiel. Caroni besucht in den Semesterferien deshalb Sprachkurse im Ausland. Einmal hat er in den Semesterferien auch ein Praktikum bei einem Anwalt gemacht und hätte sogar die Möglichkeit gehabt, während des ganzen Studiums in einer Kanzlei zu arbeiten. Doch er lehnte ab. Er hätte zu viel arbeiten müssen und nicht mehr breit genug studieren können. Nun freut er sich, dass er am Europäischen Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg ein Praktikum absolvieren kann. Auch das als Vorbereitung für die Internationalen Beziehungen. «Eigentlich sollte ein Praktikum obligatorisch sein», findet Caroni, vor allem auch, weil man nur so die Rechtswissenschaft lebendig erlebe.

Und was meinen jene, die schon abgeschlossen haben?

Benedikt Schmidt und Oliver Schutte sind beide 28 Jahre alt und lernen zur Zeit für die Anwaltsprüfung. Karriereplanung wollen beide nicht betrieben haben, obwohl beide während des Studiums im Ausland waren, Schmidt in Paris und Schutte in Florida. «Ich wusste, dass ich irgendwann einmal im Ausland gewesen sein muss, um in einer international tätigen Kanzlei eine Chance zu haben», sagt Schutte. Der Weg zum Anwaltspatent sei sowieso vorgegeben: erfolgreiches Studium – einjähriges Anwalts- oder Gerichts-



Erst einmal abschliessen und dann weiterschauen wollen die Jusstudierenden Tamara Berchtold (oben) und Andrea Caroni. (Bilder mb)

praktikum – Anwaltsprüfung. Eine Planung erübrige sich deshalb weitgehend. Erübrigt sich auch eine Diskussion darüber während des Studiums? Offenbar schon. Alle vier haben mit ihren Studienkollegen kaum über ihre Berufsziele gesprochen. Aber alle vier haben gezielt etwas für ihren Beruf getan.

Markus Binder ist Historiker und freischaffender Journalist.

GROSSE UN(I)BEKANNTE

Die Serie GROSSE UN(I)BEKANNTE stellt Leute und Phänomene an der Universität Zürich vor, die man so – meist – noch nicht kennt.



Das sechsköpfige Team der Psychologischen Beratungsstelle bietet Studierenden beider Zürcher Hochschulen Beratung bei Studienschwierigkeiten und persönlichen Problemen. (v.l.n.r. Nina Bakman, Katrin Wiederkehr (sitzend), Rolf Edelmann, Annette Kerkow, Wiebke Rüegg-Kulenkampff, Eugen Teuwsen; Bild Christoph Schumacher)

Mehr Förderkultur bitte!

Mit seinem Treppengiebedach strahlt das Haus Wilfriedstrasse 6 etwas Beschauliches aus. Hier, im hellen obersten Stock, ist die Psychologische Beratungsstelle für Studierende beider Hochschulen untergebracht. Das idyllische Ambiente des Hauses erinnert Stellenleiter Eugen Teuwsen und die Beraterin Wiebke Rüegg-Kulenkampff ein bisschen an ihre eigene Studienzeit Ende der Sechzigerjahre. Damals, stellen die beiden etwas wehmütig fest, sei das Studium noch viel weniger verschult gewesen. Und die Studierenden hätten ohne Zeitnot und Selektionsdruck ihre Interessen vertiefen können.

Im Alltag der Beratungsstelle ist für Beschaulichkeit jedoch wenig Platz. Rund 550 Klientinnen und Klienten suchen hier jedes Jahr Unterstützung. Es geht um Studienwahl, Studienwechsel, manchmal um Abbruch, häufig um Lernstörungen, Prüfungs- und Beziehungsprobleme, Ängste. Und immer öfter auch um Depressivität. Zwei Drittel der Hilfesuchenden sind Studierende der Universität. Von der ETH, wo der Frauenanteil lediglich 27 Prozent beträgt, kommen etwa gleich viele Frauen wie Männer, von den Ratsuchenden der Universität sind zwei Drittel weiblich.

«Im Kern der Probleme», sagt Rolf Edelmann, «steht vielfach ein schlechtes Selbstwertgefühl, verursacht durch innerpsychische Faktoren und die Studiensituation. Das tangiert die Leistungsstruktur der Studierenden.» Vielen machen die Ablösung vom Elternhaus und der Wechsel vom überschaubaren Gymnasium an die anonymere Hochschule mit ihrer Leistungskultur unerwartet stark zu schaffen. Frauen hätten es besonders schwer, sagt Katrin Wiederkehr: «An der männlich geprägten Hochschule sind ihre sozialen Kompetenzen und Gefühle weniger gefragt.» Den Frauen bleibe die Wahl, zu verdrängen, sich anzupassen und vorwiegend kognitiv zu funktionieren. Oder aber auszusteiern. «Solange die Hochschulen der emotionalen und kommunikativen Kompetenz keinen höheren Stellenwert beimessen», bilanziert Wiebke Rüegg-Kulenkampff, «geraten Frauen rascher in eine Krise.»

Die Beratungsstelle bietet den Studierenden Einzelberatungen und Kurztherapien an. Bei Prüfungsproblemen – die ja exemplarische Bewährungssituationen sind – wird einerseits die Arbeitsmethodik thematisiert, andererseits die allgemeine Lebenssituation der Studierenden angeschaut. Sind sie glücklich

mit ihrer Wohnsituation? Mit ihren Beziehungen? Gönnen sie sich einen sportlichen Ausgleich? In den Beratungsgesprächen geht es auch darum, innere Konflikte, die sich in der Prüfungssituation reaktiviert haben, aufzudecken, zu verstehen und aufzulösen. «Beispielsweise», sagt Eugen Teuwsen, «können unbewusste familiäre Beziehungsmuster, Auseinandersetzungen und Ängste in Prüfungssituationen zu Leistungsblockaden führen.»

Die Beraterinnen und Berater können Erfolge vorweisen. Nach mehreren Gesprächen oder einer Kurztherapie würden fast alle Hilfesuchenden ihre Prüfungen bestehen, sagt Wiebke Rüegg-Kulenkampff. «Es fällt ihnen leichter, sich in Seminaren zu äussern, und sie schaffen es, ihr Studium besser zu organisieren und dann auch ihre Abschlussarbeiten erfolgreich zu bewältigen.» Bei einigen Klienten löst die Beratung einen Prozess aus, den sie bei externen Therapeuten weiterführen. «Unsere Arbeit», sagt Katrin Wiederkehr, «ist etwas Dankbares.» Manche Hilfesuchende

mache das bewusste Angehen ihrer Konflikte nicht nur studien-tauglicher, sondern ganz allgemein auch mutiger und beziehungsfähiger. Voraussetzung ist allerdings, dass sich Studierende in Krisen möglichst rasch Unterstützung holen.

Bedenklich findet das Beratungsteam, dass es, wie Untersuchungen zeigen, vielen Studierenden gegen Ende ihres Studiums eher schlechter geht als am Studienanfang – ein Zeichen dafür, dass sich die universitären Strukturen «noch nicht genügend verändert haben». In der Konsequenz würde das auch heissen, dass die Lehrenden nicht nur nach ihren wissenschaftlichen Qualifikationen selektiert, sondern dass auch ihre persönlichen Qualitäten und Fähigkeiten in der Lehre angeschaut werden sollten. Eugen Teuwsen fände es gut, wenn wir uns mehr an einer «Förderungskultur» wie beispielsweise in den USA orientieren würden. Aus Untersuchungen weiss man nämlich, dass die Professoren hierzulande oft die letzte Instanz sind, an die sich Studierende bei Problemen wenden. «Deshalb», stellt Wiebke Rüegg-Kulenkampff fest, «ist schon viel gewonnen, wenn es gelingt, unsere Klienten zu ermutigen, das Gespräch mit ihren Professoren zu suchen.»

«Unbewusste familiäre Beziehungsmuster und Ängste können in Prüfungssituationen zu Leistungsblockaden führen.»

Paula Lanfranconi, Journalistin

Ethik im Beruf

Der intereuropäische Nachdiplomstudien-gang «Master of Advanced Studies in Applied Ethics» startet heuer zum dritten Mal. Die Nachfrage zeigt, dass ethische Fragen im Berufsleben immer mehr Gewicht bekommen.

VON SUSANNE BOSHAMMER

Selbst ein Weg von tausend Meilen, so sagt es ein chinesisches Sprichwort, beginnt mit einem einzigen Schritt. Der erste Schritt auf dem Weg zum Nachdiplomstudien-gang in Angewandter Ethik liegt mittlerweile fünf Jahre zurück. 1998 tauchten sich – angeregt durch ein Programm der Europäischen Union zur Förderung der internationalen Kooperation von Universitäten in den Lehrprogrammen – die Ethik-Zentren in Utrecht, Münster, Padua (inzwischen ersetzt durch Lancaster) und Zürich zusammen und be-

Dr. Susanne Boshammer ist Dozentin im Nachdiplomstudien-gang in Angewandter Ethik.

schlossen, gemeinsam einen solchen Studiengang auf den Weg zu bringen.

Die unterschiedlichen ethischen Kulturen und Traditionen liessen die Möglichkeit einer intereuropäischen Zusammenarbeit besonders vielversprechend erscheinen. Zugleich machte die Beobachtung, dass ethische Problemstellungen seit Jahrzehnten weltweit an Bedeutung gewinnen und immer mehr Menschen sich in ihrem Berufsleben mit derartigen Fragen konfrontiert sehen, auf den bestehenden Bedarf aufmerksam.

Es sollte ein Studiengang angeboten werden, der berufsbe-gleitend absolviert werden konnte, praxisorientiert konzipiert war, an verschiedenen europäischen Standorten durchgeführt werden würde und Personen aus den unterschiedlichsten Berufsfeldern eine sachgerechte und lösungsorientierte Auseinandersetzung mit den ethischen Streitfragen moderner Gesellschaften sowie eine entsprechende wissenschaftliche Qualifikation ermöglichen sollte.

Mit Unterstützung der Wei-

terbildungsstelle und einer geringen An-schubfinanzierung der Universität wurde im Ethik-Zentrum der Universität der Zürcher Studiengang unter Federführung von Klaus Peter Rippe konzipiert und organisiert. Im Sommersemester 1999 startete der erste Nachdiplomstudien-gang in Angewandter Ethik in Zürich mit immerhin 47 Teilnehmenden.

Blick nach Europa

Mittlerweile ist der Studiengang als Master-Kurs anerkannt und geht im Frühjahr bereits in die dritte Runde. Die Nachfrage ist ungebrochen, und die Konzeption des Kurses hat sich bewährt: Im Verlauf der vier Semester werden insgesamt zwanzig Unterrichts-module angeboten, aus denen die Teilnehmenden Interessenschwerpunkte auswählen können. Zusätzlich finden zwei einwöchige Studientagungen in Oberitalien statt, an denen auch die Leiter der europäischen Partnerinstitute teilnehmen und einen Einblick in die europäische Ethik-Debatte ermöglichen. Im vierten Semester werden hauptsächlich die

Diplomarbeiten verfasst – meist zu ethisch relevanten Themen aus den Berufsbereichen der Studierenden.

Die Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis, die der Studiengang ermöglicht und fördert, hat sich als für beide Seiten äusserst befruchtend erwiesen. Auch der Veranstalter und die Dozierenden profitieren vom Angebot des Kurses, nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht: Die Kursgebühren decken nicht nur alle entstehenden Unkosten, sondern ermöglichen mittlerweile sogar, das Angebot zu erweitern, die Diplomarbeiten zu publizieren, jährliche Alumni-Treffen durchzuführen und eine Stelle am Ethik-Zentrum mitzufinanzieren, die unter anderem mit der Organisation des Studiengangs betraut ist.

Darüber hinaus ist der Nachdiplomstudien-gang geeignet, die Verbindung zwischen Universität und Öffentlichkeit wach zu halten und akademischen Diskursen über die Hörsäle und Fachpublikationen hinaus Gehör zu verschaffen.

www.ethik.unizh.ch/mae

WEITERBILDUNG AM HISTORISCHEN SEMINAR

Professionell ins Archiv und Internet



Ein Besuch des Einsiedler Stiftsarchivs gehört zur Weiterbildung (Bild Sara Galle)

■ **Suchte man** Historikerinnen und Historiker im Reigen der Anbieter universitärer Weiterbildung bislang vergeblich, ändert sich dies nun. Unter der Trä-

gerschaft von Professor Roger Sablonier bietet das Historische Seminar im März 2003 erstmals gleich zwei geschichtswissenschaftlich orientierte Kurse mit ausgewiesenen Spezialisten an.

Der Kurs «Ad fontes: Vom Schriftstück zur historischen Quelle» soll die professionelle Benützung von Archivmaterial vermitteln. Die Teilnehmenden erhalten einen Überblick über heute gängige Methoden der Quellenschiessung und -auswertung. Das im Kurs eingesetzte Übungsprogramm «Ad fontes» hat den internationalen «Mediadaprix 2002» gewonnen.

Hauptsächlich an Lehrkräfte wendet sich der Kurs «Das Internet im Geschichtsunterricht». Ausgehend von einer allgemeinen Einführung in die vielfältigen Angebote im Internet, zielt der Kurs auf die Optimierung der Recherche und Evaluation geschichtswissenschaftlicher Internetseiten sowie den didaktisch sinnvollen Einsatz des Internets im Unterricht. Persönliche Erwartungen und Wünsche der Teilnehmenden werden im Vorfeld der Veranstaltung eruiert und nach Möglichkeit berücksichtigt.

Walter Bersorger,
Historisches Seminar

Weiterbildung Geschichte:

- «Ad fontes: Vom Schriftstück zur historischen Quelle»
Kurs 1: 8., 15., 22. März
Kurs 2: 4.–20. März
- «Das Internet im Geschichtsunterricht»
28. und 29. März 2003
Wenige Plätze sind noch frei.

Anmeldung bis 15. Februar:

Fachstelle für Weiterbildung
Daniel Züblin, Gloriast. 18a,
8006 Zürich
Tel. 01 634 29 94
dzueblin@wb.unizh.ch

Informationen:

W. Bersorger, S. Galle,
A. Kränzle
Historisches Seminar
Tel. 01 634 28 54
wb.adfontes@hist.unizh.ch
www.weiterbildung.unizh.ch

Help yourself, Frau Doktor

Zahlreiche Stolpersteine erschweren dem akademischen Nachwuchs den Weg nach oben – besonders den Frauen. Diskutiert werden die Probleme des Mittelbaus in regelmässig stattfindenden Pro→Wiss-Podiumsdiskussionen.

VON BRIGITTE BLÖCHLINGER

Nehmen wir zum Beispiel die Situation in der Medizin. Zwar gibt es dort mittlerweile viele Studentinnen, doch ab Stufe Oberarzt muss man die Frauen suchen (noch vier Prozent). Und unter den Chefärzten oder an der Spitze eines Spitals findet man keine einzige Vertreterin des weiblichen Geschlechts. Das Dekanat der Medizinischen Fakultät ist sich des Problems bewusst. Auf der ersten Pro→Wiss-Veranstaltung im Dezember 2002 betonte denn auch der Dekan Günter Burg, dass jedes System «ohne Nachwuchs am Ende» sei. Doch weshalb der geschätzte Nachwuchs nach dem Studium fast nur noch männlich ist und damit die (weibliche) Hälfte des Potenzials unausgeschöpft bleibt, das konnten weder Günter Burg noch die geladenen Podiumsgäste erklären.

Mentoring am UniSpital

Zwei Initiativen versuchen die Ungleichheit in der Medizin anzugehen. Da ist zum einen ein Mentoringprogramm am UniversitätsSpital, bei dem sich Assistierende Unterstützung in der Karriereplanung durch einen Mentor oder eine Mentorin organisieren. Zum andern wurde am Kinderspital Coaching durch eine universitätsexterne Unternehmensberaterin angeboten; dort lernten die Oberärztinnen, ihr Verhaltensspektrum

Brigitte Blöchliger ist Journalistin BR und regelmässige Mitarbeiterin von unipublic.



Unverhältnismässig: In der Medizin ist das Fehlen von Ärztinnen in Führungspositionen – bei 50 Prozent Frauenanteil im Studium – besonders markant. (Bild Silvia Luckner)

so zu erweitern, dass sie auch von männlichen Kollegen vermehrt als Fachpersonen wahrgenommen werden. Beide Angebote wurden positiv aufgenommen.

Doch das eigentliche Problem ist struktureller Natur. Die Nachwuchskräfte bleiben auf ihrem Weg nach oben weitgehend sich selbst überlassen. Mehrmals betonten die Podiumsteilnehmer und -teilnehmerinnen, dass der Weg zu einer Professur für Frau wie Mann eine regelrechte «Ochsentour» sei. Dass da nur die Zähesten bestehen, ist klar; und dass persönliche Anliegen wie eine Familiengründung hinten an stehen müssen, ebenso. Unklar blieb allerdings, ob eine «Ochsentour» den richtigen Weg zum Erlangen von sozialkompetenten Führungsqualitäten darstellt.

Sorgenkind Phil. Fak.

Etwas weniger geschlechtsspezifisch präsentiert sich die Problematik des akademischen Nachwuchses in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Dort dominiert die Sorge um die Finanzen und das Renommee den Gender-Diskurs: Der Andrang Studierender ist so gross wie in keiner anderen Fakultät, wes-

halb die Philosophische Fakultät dringend mehr Ressourcen bräuchte. Die wird sie aber nur schwer erhalten, weil ihr bei jeder Wirtschaftskrise von neuem «Schöngesteigkeit» und man-



In den Geistes- und Sozialwissenschaften dominiert die Sorge um Finanzen und Renommee den Gender-Diskurs. (Bild Urs Siegenthaler)

gelnde Verwertbarkeit unterstellt wird. Dieses Dilemma brachte auch die Pro→Wiss-Podiumsdiskussion vom 21. Januar zur Sprache, indem zwei Autoren/-innen der Studie des Bundesamtes für Bildung und Wissenschaft «Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften» kurz die Bedeutung der «Phil-Ier» hervorhoben, um anschliessend ihre Verbesserungsvorschläge für den Mittelbau zu projizieren. Allerdings wurde schnell klar, dass alle

nicht kostenneutralen Massnahmen vorerst an den (allgemeinen) Sparbemühungen der Kantone scheitern werden.

Wenig Konsens

Blieb also nur, sich zu überlegen, wo und wem das Geld möglichst schmerzarm abgezwickelt werden könnte: innerhalb der Fakultäten oder zwischen den Fakultäten? Die Politik (Nationalrätin und Universitätsrätin Barbara Haering) entwarf kühne Straffungsszenarien (Zusammenlegung aller Theologischen und Medizinischen Fakultäten zum Beispiel), die in der Folge von der Forschung (Prorektor Alexander Borbély) verworfen wurden.

Auch strukturelle Verbesserungsideen wie die Einführung des amerikanischen Systems «Tenure Track» statt Habilitation stiessen auf keinen Konsens. Die Anregung, die Hierarchien zugunsten des Nachwuchses sonstwie zu verflachen, fiel un-

diskutiert unter den Tisch, und das deutsche Juniorprofessoren-System wurde als «überfordernd» und die Nachwuchskräfte «verheizend» abgelehnt.

Entweder waren die Vorschläge also zu teuer oder nicht mehrheitsfähig. Politik und Wissenschaft werden wohl noch eine Weile weiter ringen müssen, bis sie sich geeinigt haben, wie die Situation des Nachwuchses in den Sozial- und Geisteswissenschaften verbessert werden kann.

SYMPOSIUM VON UNIVERSITÄT ZÜRICH UND ETH

Lehren und Lernen nach «Bologna»

■ **Entsprechend** der Bologna-Deklaration, die die Einführung gestufter Studiengänge mit Bachelor- und Masterabschluss vorsieht, formuliert die Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten (CRUS) Grundsätze, nach denen sich die universitäre Lehre in der Schweiz entwickeln soll. Die Vorgaben beschäftigen zurzeit auch die beiden Zürcher Hochschulen in hohem Masse.

Aus diesem Grund findet am 14. März 2003 an der Universität Zürich das Symposium «Universitäre Lehre im Wandel II. Bologna – neue Zielsetzungen und Spielräume für den Hochschulunterricht» statt. Das Symposium will Raum bieten, das Thema aus Sicht der Lehre und des Lernens zu betrachten. Welche Chancen birgt die Einführung der gestuften Studiengänge für eine nachhaltige Verbesserung



Um vorschnelle Entscheidungen zu verhindern, diskutieren in Zürich Dozierende Umsetzungsmöglichkeiten der Bologna-Deklaration. (Bild/Montage Frank Brüderli)

der universitären Lehre und des studentischen Lernens? Was bedeutet die Reform für die Prüfungen? Wie können Bedingungen geschaffen werden, die

eine hohe Unterrichtsqualität ermöglichen?

Das Symposium, das sich an die Dozierenden beider Hochschulen richtet, soll Impulse

vermitteln für die konkrete Umsetzung vor Ort und einer wirksamen Studienreform zum Durchbruch verhelfen. Es will dazu beitragen, dass bei der Einführung gestufter Studiengänge nicht nur inhaltliche und administrative Aspekte berücksichtigt werden, sondern auch eine Innovation des Lehrens, Lernens und Prüfens angestrebt wird.

Dr. Luzia Vieli-Hardegger,
Leiterin Arbeitsstelle für
Hochschuldidaktik AfH

Symposium:

«Universitäre Lehre im Wandel II. Bologna – neue Zielsetzungen und Spielräume für den Hochschulunterricht»
14. März, 9–18 Uhr
Programm und online-Anmeldung unter
www.afh.unizh.ch

CHARLES-RODOLPHE-BRUPBACHER-PREIS UND -SYMPOSIUM

Neuestes aus der molekularen Krebsforschung

■ **Vom 12. bis 14. März 2003** gibt es die Gelegenheit, in Zürich die crème-de-la-crème der modernen molekularen Krebsforschung kennen zu lernen. Dieser «Leckerbissen» wird von der Charles-Rodolphe-Brupbacher-Stiftung angeboten, die zum sechsten Mal den Charles-Rodolphe-Brupbacher-Preis – umrahmt von einem wissenschaftlichen Symposium, dieses Jahr unter dem Titel «Advances in Oncology: Basic Mechanisms and Clinical Applications» – verleiht. Die Veranstaltung wird alle zwei Jahre durchgeführt und findet im Grossen Hörsaal Nord der Frauenklinik statt.

Seit einigen Jahren ist bekannt, dass eine Krebstherapie nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie auf dem Verständnis der Krebszellen und den molekularen Prozessen, die zu einem Tumorwachstum führen, basiert. Beim Versuch, dieses Ziel

zu erreichen, wurde die molekulare Krebsforschung bisher dadurch beeinträchtigt, dass keine geeigneten Modellsysteme vorhanden und die zur Verfügung stehende Technologie unzureichend waren. Zudem hat sich inzwischen herausgestellt, dass Krebs nicht nur mit Änderungen in der DNA des Menschen in Zusammenhang steht, sondern auch, dass unser Erbgut die so genannten epigenetische Information enthält, die in der kürzlich vollendeten Sequenz der menschlichen DNA nicht sichtbar ist, jedoch ebenfalls zu Krebs führen kann, wenn sie geändert wird.

Das sechste Charles-Rodolphe-Brupbacher-Symposium wird Experten auf dem Gebiet der genomischen Instabilität, der epigenetischen DNA Modifizierung sowie der «cutting edge»-Technologie zusammenbringen und versuchen, den



Die Maus dient im Kampf gegen den Krebs als Modellorganismus. Wenn die Forschungserfolge langfristig auf die Humanmedizin übertragen werden könnten, hätte das weitreichende Konsequenzen. (Bild Meinrad Schade/Lookat)

hiesigen Krebs-Forschern eine Übersicht über die neuesten Entwicklungen auf diesem wichtigen Gebiet der Biologie und Medizin zu vermitteln.

Die Preisverleihung findet am 13. März statt.

Prof. Josef Jiricny, Institut für
Medizinische Radiobiologie

6. Charles-Rodolphe-Brupbacher-Symposium

12.–14. März
UniversitätsSpital
Grosser Hörsaal Nord der Frauenklinik, Frauenklinikstr. 10
Preisverleihung: 13. März,
17–18.30 Uhr

Anmeldung unter
www.brupbacher-stiftung.ch

Aus alt mach neu

Vierzig alte und kranke Bäume in elf der Gartenanlagen der Universität werden Mitte Februar 2003 gefällt. Doch Baumfreunde müssen sich nicht grämen: Die meisten Bäume werden ersetzt, teils durch geeignetere Sorten an sinnvoller Orten.

VON BRIGITTE BLÖCHLINGER

Nicht allen kranken Bäumen sieht man ihre «Gebrechen» an. Von aussen sehen viele stattlich und altherwürdig aus. Doch das Problem entwickelt sich nicht selten unentdeckt innerhalb des Stamms: Manche leiden an Pilzbefall oder Baumkrebs, bei einem grösseren Teil wurde der Wurzelbereich durch Frost-, Sturm- oder Umweltschäden in Mitleidenschaft gezogen, so dass der Baum gefährlich instabil geworden ist. Braust Sturm Lothar oder Ähnliches durchs Land, werden solche Bäume zu einem Gefahrenmoment, sie können umfallen oder knicken und Passanten gefährden.

Brigitte Blöchliger ist Journalistin BR.



Am 14. Februar fallen diese Efeu-bewachsenen Robinien. (Bild pop)

Die Universität Zürich hat letztes Jahr den ganzen Baumbestand untersuchen und vom beauftragten Landschaftsarchitekturbüro Guido Hager einen Pflegeplan ausarbeiten lassen. Total wurden 707 Bäume beurteilt, für 40 schlägt nun die letzte Stunde. Manche davon sind auch gross gewordene Sämlinge, deren spontanes Wachstum die Nachbarbäume bedrängt.

Frostschäden an Exoten

Besonders betroffen von der Baumfällaktion ist die Künstlergasse. Dort stehen im lauschigen

Garten oberhalb der schmalen Gasse alte Robinien – eine Baumsorte, der es hierzulande eigentlich zu kalt ist. Dauert der Frost über mehrere Tage an, erleiden die Robinien Schaden. In Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und mit Landschaftsarchitekten soll nun der kunsthistorisch wertvolle Garten neu interpretiert und mit klimatisch besser angepassten Sorten bestückt werden. Die Künstlergasse wird während der Fällaktion am 14. Februar grundsätzlich befahrbar bleiben, nur zeitweise kann es zu Absperungen kommen.

Um die 50 Jahre dauert ein durchschnittliches Baumleben. Im Alter kann wie beim Menschen Krebs dem Dasein ein Ende bereiten. So der Fall bei den über 120-jährigen Buchen an der Zollikerstrasse 117, im Park neben dem Botanischen Garten. Auch diesen stolzen Bäumen mit einer Höhe von dreissig Metern sieht man ihre Krankheit nicht an. In Zusammenarbeit mit den Baumspezialisten versucht die Universität die Buchen zu erhalten, wobei als letzte Massnahme die Fällung nicht ausgeschlossen werden kann.

Grundsätzlich werden gleichartige Bäume gepflanzt. Bei unpassenden Arten oder bei Standorten, die andere Pflanzen behindern oder wo sich die Bäume nicht genügend ausdehnen können, entwickelt die Firma Tilia Baumpflege zusammen mit dem Landschaftsarchitekten Guido Hager geeignetere Bepflanzungskonzepte. Doch etwas Geduld müssen Baumfreunde schon haben: Bis aus den Jungbäumen einigermaßen stattliche Exemplare geworden sind, dauert es gut und gerne 10 bis 20 Jahre.

Neue Sicherheitslabors für gefährliche Erreger

Das Institut für Medizinische Mikrobiologie (IMM) mit dem angeschlossenen Nationalen Zentrum für Mykobakterien bekommt neue Labors in der Gloriestrasse 30.

VON RAYMOND BANDLE

Das Institut für Medizinische Mikrobiologie (IMM) gewährt – teilweise unentgeltlich – die medizinische Grundversorgung im diagnostischen Bereich der Mykobakteriologie (Tuberkulose), der Mykologie (Pilze) und der allgemeinen Bakteriologie (Salmonellen, Meningokokken, Pneumokokken, Milzbrand,

Lungenpest), und zwar im Auftrag der Gesundheitsdirektion für Ärzte und Krankenhäuser im Kanton Zürich. Die zu untersuchenden Krankheitserreger zeichnen sich zum Teil durch eine extrem niedrige Infektionsdosis aus, sie können gravierende Erkrankungen mit hoher Letalität verursachen und bergen ein hohes Seuchenrisiko. Aus diesen Gründen sind solche Pathogene als Organismen der Gruppe 3 klassifiziert und müssen gemäss Gesetzgebung, namentlich der Einschliessungsverordnung (ESV), der Störfallverordnung (StfV) und der Verordnung über den Schutz der Arbeitnehmerinnen und -nehmer

vor Gefährdung durch Mikroorganismen (SAMV), zwingend in Laboratorien mit der biologischen Sicherheitsstufe 3 isoliert, kultiviert und identifiziert werden.

Heute arbeitet der Bereich Mykobakteriologie/Mykologie mit einer höchstens bis zum 31.1.2004 befristeten Bewilligung des Bundesamts für Gesundheit in provisorischen Laborräumen an der Rämistrasse 74. Diese sind weder auf dem Stand der heutigen Technik noch genügen sie den Anforderungen hinsichtlich der Sicherheitsstufe BL 3. Aus diesen Gründen hat der Zürcher Regierungsrat im Januar 2003 einen

Kredit von 6,2 Millionen Franken für den Bau von 4 BL-3-Labors mit den dazu gehörenden Neben- und Infrastrukturräumen sowie der entsprechenden apparativen Ausstattung im ersten Stock des Institutsgebäudes Gloriestrasse 30 bewilligt. Dieser Standort erwies sich nach einer Machbarkeitsstudie als die geeignetste von sechs untersuchten Möglichkeiten. Das Bauvorhaben soll Ende 2003 abgeschlossen sein, um einen Umzug der betroffenen Abteilungen im Januar 2004 zu ermöglichen.

Raymond Bandle ist Mitarbeiter der Abteilung Bauten und Räume.

EUROPÄISCHER ESSAYPREIS «CHARLES VEILLON»

Mit kritischem Blick und eleganter Feder



Schrieb über das Verhältnis helvetischer Literaten zur Schweiz: Preisträger Peter von Matt (Bild unicom)

■ **Den Europäischen Essaypreis 2002** hat die Fondation Charles Veillon im Januar 2003 Professor Peter von Matt verliehen. Er wurde damit für sein Werk «Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz» (Hanser Verlag 2001) geehrt.

In der Begründung hiess es: «In «Die tintenblauen Eidgenossen» richtet Peter von Matt, Li-

teraturkritiker von hoher Brillanz, elegantem und klarem Stil, mit einer seltenen Gabe für die Formulierung, den Blick des Bürgers auf den Umgang der deutschsprachigen Schweizer Schriftsteller mit den Engagements und politischen Ideen ihrer Zeit, im Erhabenen wie im Hohlen, direkt und indirekt. (...) Es ist dieser Blick auf den Fortgang einer heftigen kultu-

rellen Auseinandersetzung, auf die Literatur als Ort des Aufgreifens des stetigen Wandels der Schweiz, auf das Engagement des Schriftstellers in der Welt seiner Zeit und auf die kritische Betrachtung eines sich in Umgestaltung befindlichen Landes, dem die Auszeichnung gilt.»

(unicom)

Applaus

■ **Die Paul-Karrer-Medaille 2002** wurde Prof. Dieter Oesterheld verliehen für seine Arbeiten auf den Gebieten der Bioenergetik, der Molekularbiologie von Photorezeptoren, Membranen und Enzymen, der Signaltransduktionsketten in Prokaryonten und der Genomanalyse halophiler Organismen.

■ **Der Hartmann-Müller-Preis 2002** wurde Prof. Christoph E. Broelsch verliehen für seine Arbeiten an der transplantierten Leber. Der Preis ist mit 25'000 Franken dotiert.

■ **Herbert Amann**, Ordentlicher Professor für Mathematik, wurde von der Universidad Complutense in Madrid in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeit die Ehrendoktorwürde verliehen.

■ **Jules Angst**, Emeritierter Professor für Klinische Psychiatrie, wurde von der American Psychiatric Association zum International Fellow ernannt.

■ **Volker Borschier**, Ordentlicher Professor für Soziologie, hat den 3. Preis der Fritz-Thyssen-Stiftung für die besten sozialwissenschaftlichen Aufsätze des Zeitschriftenjahrgangs 2000 erhalten.

■ **Peter K. Endress**, Ordentlicher Professor für Systematische

Botanik, ist zum Corresponding Member der American Society of Plant Taxonomists ernannt worden.

■ **Manfred Hesse**, Ordentlicher Professor für organische Chemie, wurde vom Verwaltungsrat der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften mit der höchsten Auszeichnung «Prof. Marin Drinov mit Band» und der Auszeichnung «Für besondere Beiträge» geehrt.

■ **Jeffrey A. Hubbell**, Ordentlicher Professor für Biomedizinische Technik, hat gemeinsam mit Prof. Björn Star aus Freiburg für die Entwicklung eines neuen Wundverschlusses den Körber-Preis 2002 erhalten.

■ **Barbara Kaser-Hotz**, Ausserordentliche Professorin für Bildgebende Verfahren und Radio-Onkologie, ist zur Präsidentin des European College of Veterinary Diagnostic Imaging gewählt worden.

■ **Laurenz Lütteken**, Ordentlicher Professor für Musikwissenschaft, wurde von der Royal Musical Association London die Dent Medal 2002 verliehen.

■ **Frank Nestle**, Privatdozent für Dermatologie und Venerologie, wurde anlässlich des 20. Weltkongresses für Dermatologie in Paris der Alfred-Marchionini-Forschungspreis 2002 verliehen in Anerkennung seiner besonders wertvollen wissen-

schaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Dermatologie.

■ **Andreas Plückthun**, Ordentlicher Professor für Biochemie, wurde in Wien die Wilhelm-Exner-Medaille für herausragende wissenschaftliche Tätigkeit für Gewerbe und Industrie verliehen.

Im Rahmen der feierlichen Veranstaltung «Grand Prix Européen d'Innovation» in Monaco wurde er mit dem «Grand Prix du Jury» zur Förderung europäischer Innovation und Hochtechnologie geehrt.

Ausserdem erhielt er in San Jose einen der fünf Preise des Tech Museum of Innovation, den mit 50'000 US-Dollar dotierten JP Morgan Chase Health Award, für seine Pionierarbeiten auf dem Gebiet rekombinanter und synthetischer Antikörper.

■ **Flemming Ruud**, Ordentlicher Professor für Wirtschaftsprüfung und Interne Revision, hat für seine Leistungen in der Ausbildung im Bereich Interne Revision in Washington die Auszeichnung «Ausbildner des Jahres 2002» erhalten.

■ **Peter Sieber**, Privatdozent für Deutsche Sprachwissenschaft, hat den Erhard-Friedrich-Preis für besondere Leistungen in der Deutschdidaktik erhalten.

■ **Walter Siegenthaler**, Emeritierter Professor für Innere Medizin am UniversitätsSpital Zürich, wurde von der griechischen Gesellschaft für Innere Medizin der «Hippocrates Award for his outstanding contribution to internal medicine and to medical education» verliehen.

■ **Paolo M. Suter**, Privatdozent für das Gebiet der Inneren Medizin, wurde anlässlich der Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Ernährung für sein Buch «Checkliste Ernährung» mit dem Ernährungspreis 2002 der Nestlé Schweiz ausgezeichnet.

■ **Hans Rudolf Thierstein**, Ordentlicher Professor für Mikropaläontologie der Universität Zürich und der ETH, wurde als Mitglied in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt.

■ **Dennis C. Turner**, Privatdozent der Veterinärmedizinischen Fakultät für Verhaltenskunde der Kleintiere und Senior Research Associate am Zoologischen Institut, wurde vom Exekutivrat des Welttierschutzbundes mit Sitz in London einstimmig zum Advisory Director gewählt.

■ **Rüdiger Wehner**, Ordentlicher Professor für Zoologie, wurde von der Universität Oldenburg die Ehrendoktorwürde verliehen.



Christine Breining-Kaufmann

Assistenzprofessorin mit «tenure track» für Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht
Amtsantritt: 1.10.2002

■ **Christine Breining-Kaufmann**, geboren 1962, studierte bis 1987 Rechtswissenschaften an der Universität Zürich und promovierte 1990 über das Recht auf Nahrung. Von 1991 bis 2000 arbeitete sie für die Schweizerische Nationalbank. Danach weilte sie bis 2001 als «Visiting Scholar» an der University of Michigan, wo sie ihre Habilitationsschrift zum Thema Globalisierung und fundamentale Arbeitsrechte ausarbeitete. Nach der Tätigkeit als «Director of Legal Research» am World Trade Institute (WTI) der Universität Bern wurde Christine Breining-Kaufmann vor kurzem zum «Senior Research Fellow» am WTI ernannt. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf den staatsrechtlichen Auswirkungen der Globalisierung sowie auf den Schnittstellen zwischen internationalem Handelsrecht und Menschenrechten und dem Verhältnis von internationalem Handels- und Finanzsystem.



Andrea Büchler

Ausserordentliche Professorin für Privatrecht mit Schwerpunkt ZGB
Amtsantritt: 1.10.2002

■ **Andrea Büchler**, geboren 1968, studierte Rechtswissenschaften an der Universität Basel. Von 1996 bis 1999 war sie Mit-Initiantin und wissenschaftliche Mitarbeiterin des Forschungsprojekts «Halt-Gewalt. Ein öffentlich-privates Interventionsmodell gegen Gewalt im sozialen Nahraum». 1998 wurde ihr für ihre Dissertation zum Thema: «Gewalt in Ehe und Partnerschaft» der Fakultätspreis verliehen. 1999 bis 2002 war Andrea Büchler Oberassistentin an der Universität Basel, wo sie ab dem Jahr 2000 einen Lehrauftrag für Privatrecht und später für islamisches Recht wahrnahm. Im Sommer 2001 absolvierte sie an der American University in Cairo einen Studienaufenthalt in Islamischer Jurisprudenz. 2002 habilitierte sie; Andrea Büchler hat die «venia legendi» für Privatrecht, Rechtsvergleichung und Gender Law inne.



Hanspeter Nägeli

Nebenamtlicher ausserordentlicher Professor für Toxikologie
Amtsantritt: 1.10.2002

■ **Hanspeter Nägeli**, geboren 1960, studierte an der Universität Zürich Veterinärmedizin. 1985 arbeitete er als Doktorand am Institut für Pharmakologie und Biochemie, nach seiner Promotion 1989 folgten Postdokorate am Departement of Pathology der Stanford University Medical School und der University of Texas Southwestern Medical Center at Dallas. 1993 wurde er Oberassistent am Institut für Veterinärpharmakologie und -toxikologie der Universität Zürich; seit 1996 arbeitet er hier als wissenschaftlicher Abteilungsleiter. 1987 wurde Hanspeter Nägeli in das Schweizerische Berufsregister, 1988 als Eurotox-Toxicologist in das Europäische Berufsregister für Toxikologie aufgenommen. 1998 erfolgte die Habilitation. Seine wissenschaftlichen Fragestellungen betreffen vor allem die molekulare Toxikologie wie auch die Umwelt- und Rückstandstoxikologie.



Peter Breitschmid

Ordentlicher Professor für Privatrecht mit Schwerpunkt ZGB
Amtsantritt: 1.10.2002

■ **Peter Breitschmid**, geboren 1953, schloss das Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Zürich 1978 mit dem Lizentiat beider Rechte ab. Seine Dissertation über Formvorschriften im Testamentsrecht bewirkte die Lockerung der rigiden Formstrenge im schweizerischen Testamentsrecht und führte 1995 zu einer Neufassung von Art. 505 und 520a ZGB. Ab 1985 war er Sekretär beziehungsweise Gerichtsschreiber an der II. Zivilkammer und ab 2001 auch Ersatzrichter des Obergerichts des Kantons Zürich, zudem Mitglied verschiedener Kommissionen, besonders im medizinisch-juristischen Bereich. 2001 habilitierte er an der Universität St. Gallen. Ab 1988 hat Peter Breitschmid an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich und ab 1993 auch an der Hochschule St. Gallen zahlreiche Lehraufträge wahrgenommen.



Alfred Buck

Nebenamtlicher ausserordentlicher Professor für Nuklearmedizin
Amtsantritt: 1.9.2002

■ **Alfred Buck**, geboren 1954, studierte Maschineningenieurwesen an der ETH Zürich und arbeitete nach dem Studium als Forschungsingenieur für Enercon Research Ltd. in Kanada. Ab 1980 studierte er Medizin und promovierte 1987 an der Universität Zürich. Anschliessend war er als Forschungsassistent am hiesigen Pharmakologischen Institut tätig. Er wechselte an das Departement Nuklearmedizin des USZ, hier arbeitete er bis 1988 als Assistenzarzt. Von 1989 bis 1990 war er «Research fellow» an der «Division of Nuclear Medicine» an der University of Michigan. 1991 kehrte er als Assistenzarzt an die Neurologische Klinik des USZ zurück. Nach seiner Fachprüfung für Nuklearmedizin (1992/93) arbeitete Alfred Buck als Oberarzt am Departement für Nuklearmedizin. 1999 erfolgte die Habilitation. Seit 1998 ist er Leitender Arzt am Departement für Nuklearmedizin.



Anton K. Schnyder

Ordentlicher Professor für Privat- und Wirtschaftsrecht, Internationales Privat- und Zivilverfahrensrecht und Rechtsvergleichung
Amtsantritt: 1.3.2003

■ **Anton K. Schnyder**, geboren 1952, studierte von 1973 bis 1978 an der Universität Zürich Rechtswissenschaften und arbeitete anschliessend als Assistent am Rechtswissenschaftlichen Institut. 1981 erhielt er für seine Dissertation den Walther-Hug-Preis. An der Universität Berkeley erwarb er daraufhin den Master of Law (LL.M.). Bis 1983 war er als Sekretär am Bezirksgericht Zürich tätig. 1984 wechselte er als Stipendiat an das Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht in Hamburg. Von 1987 bis 1993 arbeitete er als Rechtskonsulent bei einer Versicherungsgesellschaft in Zürich. 1990 habilitierte er an der Universität Zürich. Ab 1993 war Anton K. Schnyder ordentlicher Professor für Privatrecht an der Universität Basel.

Neuerscheinungen

■ **Heinz Bonfadelli**, Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, und **Urs Dahinden**, Lehrbeauftragter der Philosophischen Fakultät, sind Herausgeber eines Sammelbandes mit Beiträgen zur Gentechnologie in der öffentlichen Kontroverse.

Bonfadelli, H.; Dahinden, U., (Hrsg.) 2002: Gentechnologie in der öffentlichen Kontroverse. Eine sozialwissenschaftliche Analyse. Seismo-Verlag, Zürich

■ **Marlies Buchmann**, Ordentliche Professorin für Soziologie an der Universität und der ETH, **Irène Kriesi**, Lehrbeauftragte der Philosophischen Fakultät, **Stefan Sacchi**, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Soziologischen Institut, und **Andrea Pfeifer** haben eine Nationalfondsstudie zur Arbeitsmarktintegration von Frauen in der Schweiz publiziert.

Buchmann, M.; Kriesi, I.; Pfeifer, A.; Sacchi, S., 2002: halb drinnen – halb draussen: Analysen zur Arbeitsmarktintegration von Frauen in der Schweiz. Verlag Rüegger, Chur

■ **Brigit Christensen**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Philosophischen Seminar, und **Angelica Baum**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Philosophischen Seminar, haben gemeinsam mit **Sidona Blättler**, **Anna Kusser**, **Irene Maria Marti** und **Brigitte Weiss** ein Buch mit Beiträgen zur Zukunft der «condition féminine» herausgegeben.

Christensen, B.; Baum, A.; Blättler, S.; Kusser, A.; Marti, I.M.; Weissaupt, B., (Hrsg.) 2002: wissen macht geschlecht. Philosophie und die Zukunft der «condition féminine». CHRONOS, Zürich

■ **Thomas Freivogel**, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kunsthistorischen Institut, hat ein Buch über **Emanuel Handmann (1718–1781)** verfasst.

Freivogel, T., 2002: Emanuel Handmann (1718–1781) – Ein Basler Porträtist im Bern des ausgehenden Rokoko. Licorne Verlag, Murten

■ **David Gugerli**, Privatdozent für das Gebiet Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren

und neuesten Zeit, hat mit **Daniel Speich** ein Buch geschrieben über Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert.

Gugerli, D., Speich, D., 2002: Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert. CHRONOS Verlag, Zürich

■ **Das Institut für Sozial- und Präventivmedizin** hat einen Bericht zur Gesundheit Jugendlicher im Kanton Zürich herausgegeben.

Institut für Sozial- und Präventivmedizin, (Hrsg.) 2002: Die Gesundheit Jugendlicher im Kanton Zürich. ISPM, Zürich

■ **Otfried Jarren**, Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung, und **Patrick Donges**, Oberassistent am selben Institut, sowie **Rolf H. Weber**, Ordentlicher Professor für Privat- Wirtschafts- und Europarecht, haben zusammen mit **Matthias Künzler**, **Manuel Puppis** und **Bianka Dörr** ein Buch publiziert zum Thema Rundfunkregulierung.

Jarren, O., Weber, R. H., Donges, P., Dörr, B., Künzler, M., Puppis, M., (2002). Rundfunkregulierung. Leitbilder, Modelle und Erfahrungen im internationalen Vergleich. Eine sozial- und rechtswissenschaftliche Analyse. Seismo Verlag, Zürich

■ **Alfred Messerli**, Privatdozent für Europäische Volksliteratur, hat seine Habilitationsschrift publiziert zum Thema **Lesen und Schreiben 1700 bis 1900**.

Messerli, A., 2002: Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchungen zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz. Max Niemeyer Verlag, Tübingen

■ **Conrad Meyer**, Ordentlicher Professor für Betriebswirtschaftslehre am Institut für Rechnungswesen und Controlling, und **Luzi Hail**, Assistenzprofessor für Rechnungswesen und Controlling am selben Institut, haben ein Buch mit Fallstudien zum finanziellen Rechnungswesen publiziert.

Hail, L.; Meyer, C., 2002: Abschlussanalyse und Unternehmensbewertung. Fallstudien zum finanziellen Rechnungswesen. Verlag SKV, Zürich

■ **Sybille Sachs**, Assistenzprofessorin für Betriebswirtschaftslehre am Institut für Betriebswirtschaftliche Forschung, hat zusammen mit

zwei amerikanischen Kollegen ein Buch verfasst über die Rolle der Unternehmung in der heutigen Gesellschaft, die **Stakeholder View der Unternehmung**.

Post, J. E.; Preston, L. E.; Sachs, S., 2002: Redefining the Corporation: Stakeholder Management and Organizational Wealth. Stanford University Press

■ **Andreas Georg Scherer**, Ordentlicher Professor für Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre und Theorien der Unternehmung am Institut für Betriebswirtschaftliche Forschung, und **Jens Michael Alt**, Assistent am Institut für Betriebswirtschaftliche Forschung, haben ein Buch über Controlling in der öffentlichen Verwaltung und in Non-Profit-Organisationen herausgegeben.

Scherer, A.G.; Alt, J.M., (Hrsg.) 2002: Balanced Scorecard in Verwaltung und Non-Profit-Organisationen. Verlag Schaeffer-Poeschel, Stuttgart

■ **Roland W. Scholz**, Privatdozent für Psychologie, hat mit **Olaf Tietje** ein Buch herausgegeben zur Integration von quantitativem und qualitativem Wissen.

Scholz, R.W.; Tietje, O., (Hrsg.) 2002: Embedded Case Study Methods: Integrating Quantitative and Qualitative Knowledge. Sage, Thousand Oaks

■ **Stefanie Stadler Elmer**, Privatdozentin für Psychologie, hat ihre Habilitationsschrift publiziert über den Prozess der Kultivierung des vokalen Ausdrucks.

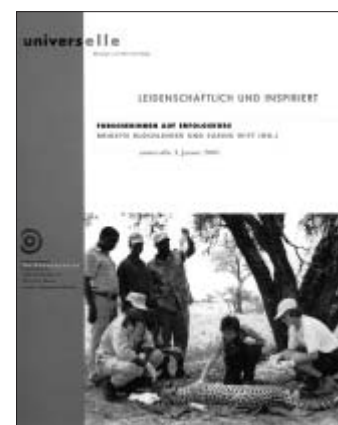
Stadler Elmer, S., 2002: Kinder singen Lieder: Über den Prozess der Kultivierung des vokalen Ausdrucks. Waxmann, Münster

■ **Albert A. Stahel**, Titularprofessor für Politische Wissenschaft, **Ernst F. König** und **Dietmar Schössler** haben ein Buch zur Thematik der Simulationstechnik in Bezug auf Konflikte und Kriege herausgegeben. Der Band enthält Simulink-Anwendungen auf CD-ROM.

König, E.F.; Schössler, D.; Stahel, A.A., (Hrsg.) 2002: Simulationen von Konflikten und Kriegen. Vdf, Hochschulverlag, Zürich

■ **Wanda Schmid**, Schriftstellerin und Bibliothekarin am Kunsthistorischen Institut, hat einen Lyrikband herausgegeben.

Schmid, W., 2003: Sonnenfinten. eFeF-Verlag, Bern/Wettingen



■ **Leidenschaftlich und inspiriert** sind die Forscherinnen, die in «universelle 5» porträtiert werden. Sie lieben ihre überaus anspruchsvolle Arbeit, können sich mit dem Konkurrenzkampf arrangieren und nehmen sich sogar noch die Freiheit, einem Hobby nachzugehen – oder Kinder aufzuziehen. Ihre wissenschaftliche Karriere ist erfolgreich verlaufen, trotz zum Teil beachtlicher Hindernisse. Sie konnten sich durchsetzen und erhalten in ihrem Fach Anerkennung, viele wurden für ihre herausragende Leistung mit einem Lehrstuhl belohnt. Doch was braucht es, damit Frauen erfolgreiche Forscherinnen werden? Zwölf Porträts und fünf thematische Beiträge geben in der «universelle. Beiträge zur Gleichstellung» Antworten auf die Frage, wie man eine erfolgreiche Forscherin wird und sich dabei die Lebendigkeit bewahrt.

(unicom)

«universelle 5»: Unifrauenstelle – Gleichstellung von Frau und Mann
Gloriastr. 18 a, 8006 Zürich
Fax 01 634 43 69
Frauenst@zuv.unizh.ch
15 Fr. für Studierende, sonst 20



ZÜRCHER UNIVERSITÄTSVEREIN

■ **Vergabungen.** Der Vorstand des ZUNIV hat an seiner Sitzung vom 26. November 2002 folgende Beiträge bewilligt:

- Klassisch-Philologisches Seminar: 2000 Franken Druckkostenzuschuss an englische Fassung der Publikation «Pythago-

ras. Leben – Lehre – Nachwirkung. Eine Einführung»

- Romanisches Seminar: 1500 Franken an Publikation über den Schriftsteller Pierre Michon

- Zoologisches Institut/Entwicklungsbiologie: 5000 Franken an Broschüre zum Arolla-Workshop 2003

- Fachverein Biologie: 5000 Franken an Feldarbeitswochen in der Camargue und auf der Mettmenalp

- Institut für Empirische Wirtschaftsforschung: 5000 Franken an Jahrestagung 2003 des Vereins für Socialpolitik

- Verband der Schweizerischen StudentInnenenschaften: 1500 Franken an Wanderausstellung GATS

- Theologisches Seminar: 2000 Franken Defizitgarantie an Tagung «Kulturelle Tradierung und religiöse Sozialisation»

- Rechtswissenschaftliches In-

stitut: 2000 Franken Druckkostenbeitrag an Festschrift zum 60. Geburtstag von Heinrich Honsell

- Fachverein Medizin: 2000 Franken Defizitgarantie an Medifest 03

Silvia Nett, ZUNIV

ZUNIV:
Zürcher Universitätsverein
Silvia Nett, Sekretariat
nett@zuv.unizh.ch
www.zuniv.unizh.ch

Grenzfälle richterlicher Entscheidung

An zwei Grenzfällen zeigte Professorin Marie Theres Fögen vor dem FAN-Gönnerclub auf, warum es für Richter mitunter unmöglich ist, die einzig richtige Entscheidung zu treffen.

VON ULRICH E. GUT

Der Zürcher Universitätsverein (ZUNIV) führt für den Gönnerinnen- und Gönnerclub des Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) Informationsveranstaltungen durch. Im diesem Rahmen sprach kürzlich Professorin Marie Theres Fögen, Mitglied des FAN-Beirats, zum Thema «Grenzfälle: Von der Aporie richterlichen Entscheidens». Als Grenzfälle – im wörtlichen und übertragenen Sinn – untersuchte sie das Mauerschützenurteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts (1996) und den Entscheid des schweizerischen Bundesgerichts (2000) über die Verantwortlichkeitsklage Joseph Springs, eines Flüchtlings, den Schweizer

Ulrich E. Gut ist Geschäftsführer des FAN.



Spricht sich für beherzte Entscheidungen aus: Prof. Marie Theres Fögen vor dem FAN-Gönnerclub. (Bild zVg)

Grenzbeamten 1943 unter Preisgabe seiner jüdischen Identität an das nationalsozialistische Deutschland und damit ins Konzentrationslager ausgeliefert hatten.

Im Mauerschützenfall fiel der Schuldpruch auf naturrechtlicher, im Fall Spring die Klageabweisung auf positivistischer Grundlage. Das Bundesverfassungsgericht musste feststellen, dass die angeklagten Grenzsoldaten einen «Republikflüchtling» in Übereinstimmung mit der DDR-Rechtsordnung erschossen hatten. Es verschaffte aber dem Grundsatz Nachachtung, dass «extremes Unrecht

kein Recht» ist. Für das Bundesgericht war massgebend, dass Springs Forderung verjährt war. Der Tragik des Falles versuchte es mittels einer hohen Prozessentschädigung gerecht zu werden. Beiden Gerichten attestierte Fögen eine überzeugende, auch für die politische Relevanz sensitive Herleitung der Entscheide; beide seien aber auch mit guten Gründen kritisiert worden.

Grenzfälle offenbarten die Unmöglichkeit der richtigen Entscheidung. Das Paradox, dass es immer auch anders ginge, könne nicht beseitigt werden. Es gehe deshalb nicht darum, Fälle zu «lösen», sondern «beherzt zu entscheiden und, wenn schon nicht die einzig richtige, so doch eine gute Entscheidung zu treffen».

Der vollständige Referatstext findet sich unter www.zuniv.unizh.ch/fHP.html

Der Beitritt zum Gönnerclub erfolgt durch die Bereitschaftserklärung, dem FAN während 5 Jahren jährlich mindestens 2000 Franken einzuzahlen.

FAN, Postfach 185
8027 Zürich
FAN@ueg.ch

KOLUMNE

Spitze!

■ **Matchentscheidend** im internationalen Vergleich der Universitäten ist einzig und allein die Frage, ob eine Universität bezüglich Lehre und Forschung eine Spitzenstellung einnimmt. An der Universität Zürich dürfte dies wohl für eine ganze Reihe von Fakultäten und Instituten zutreffen. Mag es auch Universitäten geben, die bessere Betreuungsverhältnisse und vielleicht auch (noch) mehr Geld haben oder die (noch) mehr Nobelpreisträger produziert haben als Zürich – diese Dinge sind auf Lehre und Forschung bezogen zweitrangig.

Für den Zürcher Universitätsverein, die Vereinigung von Freunden, Absolventen und Dozenten, ist ein vordringliches Anliegen, die Universität in ihrem Bestreben, ihre Stellung als eine Spitzenuniversität zu halten, nach Kräften zu unterstützen. Dazu dient unter anderem der 1998 ins Leben gerufene «Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses» (FAN). Dieser ergänzt gezielt und schwerpunktmässig die öffentlichen Mittel der Universität, um eine vorausschauende Nachwuchsentwicklung zu ermöglichen. Der FAN leistet insbesondere Beiträge an die Berufung hervorragender Nachwuchskräfte nach Zürich, an Forschungs- und Weiterbildungsprojekte von Einzelpersonen, welche für deren Entwicklung zu Spitzen-Nachwachskräften notwendig sind, und an Forschungsgruppen, die vielversprechenden Nachwuchskräften eine wissenschaftliche Profilierung ermöglichen. Dabei wird er von Stiftungen wie Baugarten, Ecoscientia, Georg und Berta Schwyzer-Winiker, aber auch von einer Einzelperson mit Beiträgen von mehreren 100'000 Franken pro Gesuch unterstützt.

Dr. Georg Kramer,
Präsident des Zürcher
Universitätsvereins

(unicom)

GROSSSPENDE EINER PRIVATPERSON AN DEN FAN

Nachwachskräfte erforschen Prionenkrankheiten

■ **Im Jahr 2000** entschied sich eine Privatperson, die anonym bleiben möchte, dem ZUNIV-Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) rund 300'000 Franken für ein Forschungsprojekt im Bereich Naturwissenschaften oder Medizin zur Verfügung zu stellen. Der FAN-Beirat beschloss, damit das Projekt «Immunologische und zellbiologische Ansätze zur

Prophylaxe der Prionen-Krankheiten» zu unterstützen. Dieses wurde unter der Obhut von Professor Adriano Aguzzi durch Dr. Fabio Montrasio begonnen.

Etwa ein Jahr nach Projektbeginn wurde Montrasio als Leiter einer Forschungsgruppe, die sich mit übertragbaren spongiformen Enzephalopathien befasst, an ein renommiertes ausländisches Institut berufen – für

den FAN und dessen Spender eine erfreuliche Bestätigung, zur Laufbahnentwicklung einer hervorragenden Forschungskraft beigetragen zu haben. Christoph Huber und Mathias Heikenwälder übernahmen Montrasios Projekt (über den Stand des Projekts schreiben die beiden Forscher ausführlich auf Seite 6).

Stimmt es, dass ...

... LACHEN GESUND ERHÄLT?

ANTWORT: WILLIBALD RUCH

Diese Frage zu stellen erscheint überflüssig. Der Volksmund weiss doch, «Lachen ist gesund», und die Medien berichten oft von «amerikanischen Studien», die gezeigt haben wollen, dass Lachen das Immunsystem stärkt, körpereigene Glücksbotschaften aktiviert, Stress abbaut, den Herzinfarkt verhindert, körperlich entspannt und so weiter. Hätte es dazu überhaupt Forschung bedurft, fragt man sich da, zumal das auch schon die eigene Grossmutter wusste? Ein Blick in die Tageszeitung bestätigt, dass in Kontaktanzeigen der Sinn für Humor die bei Partnern am meisten gesuchte und bei sich selbst die am stärksten an-

gepriesene Eigenschaft ist. Gemeinsam Lachen ist ein Erlebnis, das Beziehungen intensiviert, vielleicht sogar stiftet oder erhält. Glücklich also jene, die einen humorigen Partner erhaschen? Nun, Ergebnisse empirischer Forschung zeichnen ein anderes Bild. Rod Martin findet nicht nur, dass Personen mit aggressivem Humor schlechtere und kürzere Beziehungen haben. Auch der als hilfreich eingestufte «soziale Humor» geht mit kurzlebigeren Beziehungen einher (Läuft die Freundin davon, weil sie auch mal Probleme besprechen möchte, er aber immer nur lustig sein will?). Wie gut, dass wir es geprüft haben.

Die Beziehung zwischen Lachen und Gesundheit ist ebenfalls gar nicht so klar. Der Nachweis zur Endorphinausschüttung existiert gar nicht (im Gegenteil, in zwei – allerdings dürftigen – Studien zeigte Lachen keinen Effekt). Die Studien zum Immunsystem gebrauchen zu wenig Kontrollgruppen, und mein Versuch, eine (auch die Muskulatur) entspannende Wirkung des Lachens aufzuzeigen, schlug bislang fehl. Hingegen hat Lachen einen Einfluss auf die Schmerz Wahrnehmung: Personen, die beim Betrachten eines Mr.-Bean-Films mehr lächeln und lachen sind danach länger in der Lage, Schmerzen zu tolerieren. Aber nur diejenigen, die echte Erheiterung zeigen (also auch «mit den Augen lächeln»), hielten später die Hand länger (freiwillig!) in eiskaltes Wasser. Für das unechte Lächeln haben meine Diplomandin Karin Zwyer und ich diesen Effekt wie erwartet nicht gefunden. Wie Weisenberg in Israel haben auch wir beobachten



Illustration Romana Semadeni

können, dass diese Effekte noch mindestens dreissig Minuten nach dem Lachen anhalten. Vielleicht haben Studien zu physiologischen Effekten des Lachens nichts gefunden, weil sie nur an unmittelbaren Auswirkungen interessiert waren? Personen mit Sinn für Humor überstehen stressreiche Situationen besser. Auch die eigentlich Humorlosen in dem Experiment von Newman und Stone schafften dies, wenn sie instruiert wurden, den dargebotenen belastenden Film lustig zu kommentieren (wer einen Lehrfilm «Arbeitsunfälle in einem Sägewerk» aus humoriger Perspektive sehen kann, schafft vermutlich vieles im Leben). Bei den körperlichen

Effekten des Lachens war der Sinn für Humor aber nicht relevant. Überhaupt wurden manche der Alltagsvorstellungen noch nicht wissenschaftlich bestätigt. Liegt dies daran, dass der amerikanische Humorbegriff doch so anders ist als der unsrige, und Sinn für Humor dort oft über ein «Lachen über fast alles» gemessen wird? Unser Inventar (State-Trait-Heiterkeits-Inventar), das mehr an die Vorstellung von Humor als «heitere Gelassenheit inmitten widriger Lebensumstände» angelehnt ist, konnte Effekte auch in Bezug auf körperliche Beschwerden zeigen. Die Messung des Humors ist noch nicht befriedigend gelöst. Das ist auch schwierig, da 94 Prozent der Leute glauben, ihr Humor sei durchschnittlich bis überdurchschnittlich (Vergleichszahlen für die Schweiz fehlen bislang – vielleicht kann man hier auch besser rechnen).

Die Erforschung des Humors, Lachens und der Heiterkeit erlebt derzeit eine Blüte. Nicht zuletzt durch die zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten findet das Gebiet langsam Eingang in den «mainstream» der Forschung, was durch die aktuelle Schwerpunktsetzung der American Psychological Association auf «positive Psychologie» noch verstärkt werden dürfte.

Willibald Ruch ist Professor für Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik. Er war 2002 einer der beiden Präsidenten der International Society for Humor Studies, ist Mitherausgeber der Buchreihe «Humor Research», im «editorial board» der Zeitschrift «Humor: International Journal of Humor Research» und hat das Buch «The Sense of Humor» (Mouton de Gruyter, 1998) herausgegeben.

In Kürze

■ **Dosenfutter.** Werbung überschwemmt uns ja nicht nur im Briefkasten, auf Sportlertrikots oder zwischen zwei Szenen eines Fernsehfilms. Mittlerweile quillt uns die Werbeflut auch schon digital als E-Mail über den

Bildschirm. Finanzberater, Softwarefirmen und einsame Hausfrauen bieten vielfältigste Dienstleistungen an – so unerwünscht wie unseriös. Das Phänomen ist nicht neu und hat daher auch eine Bezeichnung. In der Lingua franca des Internets, englisch, werden diese Werbemails «spam» genannt.

Ursprünglich war dies – und ist es noch immer – der Produktname des Dosenfleisches SPAM (SPiced hAM) der amerikanischen Firma Hormel. Zur Gattungsbezeichnung für eine der lästigsten Plagen des Internets wurde «spam» dank eines Sketches der britischen Komikergruppe Monty Python aus dem

Jahr 1970. Darin bietet ein Restaurant nur Speisen an, welche das Dosenfleisch enthalten. Gäste, die eine «spam»-freie Mahlzeit wünschen, werden von einem Wikinger-Chor «niedergesungen».

Mehr zu «spam» unter: <http://detritus.org/spam/>

(pop)